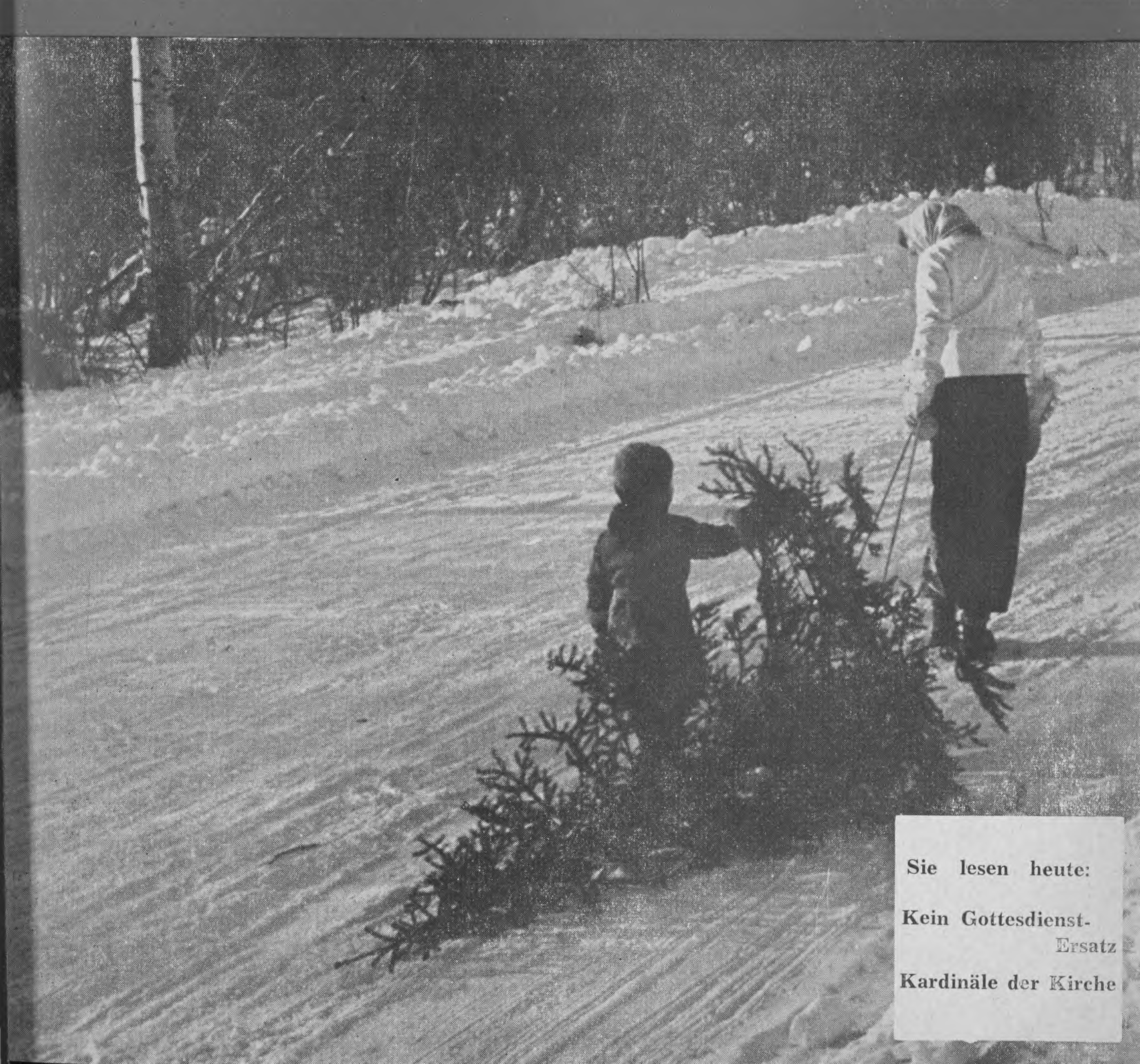
DER MARIENBOTE

DURCH MARIA ZU JESUS

Dezember 1955



Sie lesen heute:



MARIA

Sagt an . . .
wer ist doch diese,
die auf am Himmel geht,
die überm Paradiese
als Morgenröte steht?
Sie kommt hervor von ferne,
es schmückt sie Mond und Sterne,
die Braut von Nazareth.

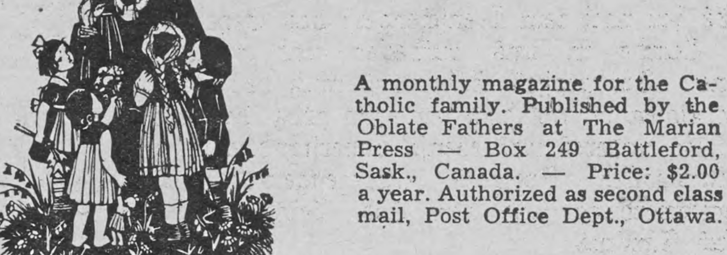
Sie ist die reinste Rose,
ganz schön und auserwählt,
die Magd, die makellose,
die sich der Herr erwählt.
O, eilet sie zu schauen,
die schönste aller Frauen,
die Frau der ganzen Welt!

Sie ist der Himmelsheere,
der Engel Königin,
der Heilgen Lust und Ehre,
der Menschen Kaiserin;
die Zuflucht aller Sünder,
die Hilfe ihrer Kinder,
die beste Mittlerin.

Pauluskalender - Abreiskalender fuer das Jahr 1956

Seit Jahren schon gibt der Paulus Verlag einen sehr feinen Abreiskalender heraus, der sich im ganzen deutschen Sprachgebiet einer steigenden Beachtung und Nachfrage erfeut. Der Kalender wird nicht nur von Laien um seiner religiösen Texte, die er täglich bietet, die aus Werken katholischer Literatur von den Kirchenvätern an bis zur Gegenwart entnommen sind, hochgeschätzt. Wer in der Hetze des heutigen Lebens nicht mehr zum Lesen kommt, findet doch stets Zeit, sich die Tagesgedanken des Kalenders zu Gemüte zu führen und zur Seele sprechen zu lassen. Denn das ist das Schöne an diesem Kalender, daß er einem jeden Tag zu Augenblicken der Besinnung verhilft. Ein guter Gedanke, den man durch den ganzen Tag tragen oder abends in den Schlaf hineinnehmen kann, ist viel wert! Die Anschaffung dieses Kalender bringt Ihnen bestimmt Freude und Segen und wir können aus eigener Erfahrung nur bestätigen, daß es sich lohnt, diesen Kalender anzuschaffen. Der Preis beträgt nur $1. Schreiben sie noch heute an uns und bestellen Sie sich den Pauluskalender für das Jahr 1956.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang Dezember 1955, Battleford, Sask. No. 3

Dies und Das

Advent Warm und lieb, wie eben nur er und kein anderer es konnte, schrieb der Tiroler Volksschriftsteller Reimmichel ein paar Jahre vor seinem Tode: „Da sagt man, die Adventszeit sei genau so eine ernste Zeit wie die Fastenzeit. Du lieber Gott! Du mußt uns schon verzeihen, daß wir vor der heiligen Weihnacht den Ernst und die Tränen nicht aufbringen können, die wir in der Zeit vor Deiner Auferstehung haben. Es ist jetzt im Dezember alles viel zu lieb und zu schön, um trauern zu können. Wir können nicht weinen, wenn wir an Dein Kripplein denken, wir können nur lieben und mit den Englein jubeln. Immer nur jubeln, wie die Adventsglocken, die niemals ernst sind, so ernst auch der Kirchenvater sie läuten mag, Die liebe Maria, der gute, treue heilige Joseph, Ochs und Esel und Englein — und das Jesuskindlein in der Krippe, das alles umzaubert uns alle, die Großen und die Kleinen, den Glaubenden und den Ungläubigen, den Warmen und den Kalten. Und alle möchten wir Gutes tun, Liebes um uns herum verbreiten und singen und uns freuen. Und alles das jetzt schon, in der Zeit der Vorweihnacht."

Alles das ist uns aus dem Herzen gesprochen — aus unserem Herzen, das da Halt und Sicherheit sucht in der Hoffnung auf die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes, unseres Erlösers, die erschienen unter uns (Tit. 3). Wir brauchen dieses Hoffen, denn in uns und um uns herum ist es so, wie der große Adventsprophet Isaias es geschrieben: „Die Erde trauert, verwelkt. Der Erdkreis verschmachtet, verwelkt. Himmel und Erde verschmachten. Die Erde ist entweiht unter ihren Bewohnern; denn sie haben die Gesetze übertreten, das Gebot überschritten, den Bund der Vorzeit gebrochen. Darum zehrt der Fluch an der Erde, und büßen ihre Bewohner."

Um uns herum ist es so, und in uns selbst ist es genau so. Und das sorgt uns, und das kümmert uns. Auch — ja gerade jetzt — zur Zeit der Heiligen Weihnacht. Den Kindern ist die kommende Weihnachtszeit wie ein Himmelsmärchen. Uns Erwachsenen ist sie wie ein stilles Mahnen Gottes: Du bist einmal erlöst worden, erlöst von aller Unmöglichkeit, gnadenvoll zu leben wie die gnadenvolle Nacht. Du bist einmal erlöst worden von aller Unmöglichkeit, dem Ruf der Liebe Gottes zu folgen. Erlöst von aller Unmöglichkeit, bescheiden zu werden und demütig und gehorsam dem Willen des Vaters, wie Christus es für dich getan.

Alles das wissen wir, alles das kennen wir — Gott brauchte uns erst gar nicht daran zu mahnen, so wohl sind uns diese Dinge bekannt. Und doch haben wir nicht nach unserer Erkenntnis gelebt! Und doch üben wir Untreue, wo immer es uns zum irdischen Vorteil wird; und doch erheben wir uns im Stolz, wenn immer es unseren Namen erhebt; und doch zögern wir nicht, der Liebe und Gerechtigkeit Gewalt anzutun, wenn immer es heißt, unserem eigenen Ich Glanz für heute und für morgen und für alle Tage unseres Lebens zu sichern.

Woher das nur kommt, daß auf uns so wenig Verlaß ist? Daß wir handeln gegen Gott und ge-

gen unser besseres Wissen? Daß wir versprechen, um nicht zu halten und schwören, um doch zu brechen? Daß wir — fromm sind und unfromm handeln?

Es hat noch kein Menschengeist das Geheimnis der Sünde in uns aufdecken und klarlegen können. Ein großes Geheimnis muß der Drang zum Bösen in uns doch sein! So groß, daß Gott ihm ein anderes uns ebenso unverständliches, geheimnisvolles Ereignis entgegengestellt: Die Menschwerdung und den Tod Seines Sohnes Jesus Christus!

Ein großes Geheimnis ist uns unserer Herzen Drang zur Unehrlichkeit vor Gott, zum Bösen. Es ist uns aber lange kein Geheimnis mehr, daß wir von diesem Drang befreit werden möchten — daß wir Ihn brauchen, den Erlöser!

„Komm, Herr Jesus", heißt es ganz am Ende der Heiligen Schrift. „Komm, Herr Jesus", ruft es aus den schuldbeladenen Tiefen unserer glaubenden, unserer hoffenden, unserer nach reiner Gottesliebe sich sehnenden Seele. „Komm, Herr Jesus"! Nur auf Ihn ist Verlaß. Nur auf Sein Wort ist Verlaß. Und Sein Wort heißt, daß Er gekommen sei, nicht zu verdammen, sondern erlösend und vergebend zu helfen.

Gerade um das zu tun, ward Er unter uns geboren und hat Er unter uns gewohnt. Er ist am Kreuz für uns gestorben — und ist doch in Seiner Gnadenkraft unter uns geblieben.

„Gott, mein Gott, ist immer da. Ist immer da für mich . . . so für mich da, als ob es außer Ihm und mir nichts mehr im Himmel und auf Erden gäbe! Als ob Er nicht anderes denken wollte als nur an mich; nichts anderes wollen könnte als nur mich! Ist da: nicht wie ein geheimer Aufpasser, was ich wohl tue und treibe; oder wie ein drohendes Gewitter, das jeden Augenblick verheerend über mich einbrechen kann. Sondern — wie ein Vater, der mich herzlich liebt und mir darum den beschwerlichen Weg durch das Leben zu Ihm hin zeigen und erleichtern will." (Hans Wirtz).

Unser Glauben, daß wir so auf die Güte Gottes hoffen dürfen, unser Glauben, daß uns das göttliche Krippenkind die Gnade dieses — rein menschlich gesprochen fast unmöglichen — Hoffens verdient hat, ist wohl das einzige, was uns für unsere Rechnung mit der Ewigkeit geblieben ist. Arm an sündenbesiegender, heiligmachender Liebe, voll jedoch des Hoffens auf das erbarmende Verzeihen Gottes — so sind wir.

Und doch — dreifach ist die Geburt des Sohnes Gottes, und dreifach muß sie bleiben für alle Ewigkeit.

Die erste Geburt Jesu Christi ist die Geburt im Schoße des Vaters. „Mein Sohn bist Du, (im Ewigen) Heute habe ich Dich gezeugt", sagt Gott Vater von Seinem Sohn. Nicht in irdisch-menschlicher Weise dürfen wir diese Zeugung auffassen: Von Ewigkeit her und für alle Ewigkeit bringt der Vater den Sohn hervor. Und Er bringt Ihn hervor in ewig lebenden Fluten Seiner göttlichen Liebe.

Es kam eine Zeit, da erstreckte Gott Vater die Fülle der Liebe zu Seinem Sohne auf uns Menschen. Und da geschah es: „Tiefstes Schweigen hielt alles umfangen; die Nacht hatte in ihrem Lauf die Mitte ihres Weges erreicht: da kam, o Herr, aus dem Himmel vom Königsthrone herab Dein allmächtiges Wort" (Weish. 18). „Und das Wort ist Fleisch geworden", und es wurde zum zweitenmal geboren aus Maria der Jungfrau der Sohn Gottes, Jesus Christus.

Die dritte Geburt Christi aber findet statt in den Herzen der Gerechten, der Heiligen. Zur Gerechtigkeit in Gott, zur Heiligkeit, sind wir jedoch alle berufen. Denn so steht es geschrieben im Buche Gottes: „Das ist der Wille Gottes: Eure Heiligung!" (1 Thess. 4:3).

Es gibt jedoch keine Heiligung, und es gibt keine Heiligkeit ohne das wirkliche Leben Jesu Christi in uns. Am Tauftag war Er in unserer Seele geboren, zum dritten Mal geboren. Und seit unserem Tauftage heißt es: „Aus Adam sind wir alle; in Christus zu sein, ist unsere mühevolle Aufgabe!" (St. Augustinus). Christus ist in uns geboren. Und seit Seiner Geburt in uns besteht das Leben unserer Seele darin, daß sie mit Gott verbunden bleibe; daß der Sohn Gottes selbst zum Leben unserer Seele wird, wie die Seele das Leben des Leibes ist.

„Nichts aber bewirkt einen solchen Fortschritt in der Tugend (der vereinenden Liebe zu Gott) als der beständige Verkehr mit Gott", schreibt St. Chrysostomus, und St. Johannes vom Kreuz fügt hinzu: „Bedenke, daß Gott Sein Reich — das heißt das Leben Seines Erlöser-Sohnes — nur in einer ruhigen und selstlosen Seele aufrichtet."

Ja, „wer Gott sucht, wer Ihn denkt und Ihn liebt, der ist bei Gott und ist in Gott, und Gott ist in ihm" (Eckehart).

Damit sind wir nun angelangt — bei unserem größten Leide! Kein Leid ist größer, als das der Seele, und keine Not ist ernster als die der Seele. Die Bäume grünen und welken, und alles Erdenleid hat einmal sein Ende. Mein Leid von gestern ist vergangen, heute schon ist es leichter zu tragen. Und auf meinem Sterbebette werde ich wohl über-

haupt nicht mehr daran denken. Das Leid der Seele jedoch bleibt; es geht mit mir in die Ewigkeit — wenn Gott es mir nicht erbarmend abnimmt!

St. Paulus sprach von diesem Leid der Seele, als er sagte: „Ich tue eben nicht was ich will: das Gute, ich tue, was ich nicht will: das Böse! . . . Ich unglücklicher Mensch! Wer wird mich erlösen von diesem totbringenden Leib?"

Und es gibt uns Gott selbst die Antwort auf diese Klage des hl. Paulus: „Die Gnade Gottes durch Jesum Christum, unseren Herrn!"

Die erlösende Gnade des Emmanuels der Adventszeit ist es, die uns Erlösung bringt auch von diesem Leide. Des Erlösers Gnade ist ja nicht nur gegeben, um zu heiligen die Heiligen oder um nur Verzeihung zu geben dem Sünder. Die Gnade des Erlösers umgibt einen jeden, den Schwachen genau so wie den Starken, den Sünder so liebend und lockend wie den gotterfaßten Beter. Sie umgibt einen jeden und sucht anzuregen zur Abkehr vom Bösen und zur Hinkehr zu Gott. Sie ist mit uns, stärkend und leitend, auf dem Wege von der schwachen Anfangsfrömmigkeit bis zur größten Liebe Gottes.

Ihr größtes Wunderwerk besteht jedoch darin, daß sie in uns vollendet, was wir nicht vollenden können: Sie gibt uns eines Tages doch die ganze Fülle und die ganze Reife des Lebens Jesu Christi, der da wohnt in unserer Seele! Trotz all' unserer Schwachheit wird uns dieses gegeben — nach dem Maße des Ratschlusses Gottes — wenn wir ernst halten die Abkehr vom Bösen und die Hinkehr zu Gott.

Schön sind die Werke der Gnade, schön sind die Versprechen Gottes — wenn dieses ewige „Wenn" nicht wäre. Und das ist es ja gerade: Dieses „wenn du Abkehr hälst vom Bösen und Hinkehr zu Gott!" Das ist es ja gerade, was uns all' unser Leid und unsere Sorge um die Ewigkeit bereitet. Die Abkehr und die Hinkehr: Die Furcht vor dem Gericht für unsere bösen Taten, von denen wir uns kaum losreißen können, und unsere Sehnsucht nach der Seligkeit der Heiligen, beide sind sie in uns, und wir selbst wissen weder ein noch aus. Nur eines wissen wir: Daß wir immer in der Sünde sind, und daß der Sünde Gottes Gericht folgt. Sollen wir nun doch hoffen — oder sollen wir fürchten? Wie kann wohl Gottes Gnade in uns vollenden das Leben Jesu Christi — wenn wir dieses Leben in uns nicht zur Entwicklung bringen?

Da steht nun wieder ein Gotteswort vor uns, eine geheimnisvolle Prophetie, die Gott schon im Alten Testament gemacht: „Huld und Treue begegnen sich, Gerechtigkeit und Liebe treffen sich!" (Ps. 84:11). Um Huld, um Erbarmen wurde gebetet zu Gott, und Gott ist treu: Er hält fest an Seinen Verheißungen, die da sagen, daß Er Fleisch geworden, um zu erlösen den Menschen. Und am Kreuze des Erlösers haben sie sich getroffen, die sündenstrafende Gerechtigkeit Gottes und die Liebe Gottes. Gestraft wurde unsere Sünde von gestern, und auch schon unsere Sünde von morgen und übermorgen, am Leibe des Gekreuzigten. Gerechtigkeit ward getan am Gottessohne, damit nun herabkommen kann die unermeßbare Liebe des Vatergottes auf die Söhne Adams.

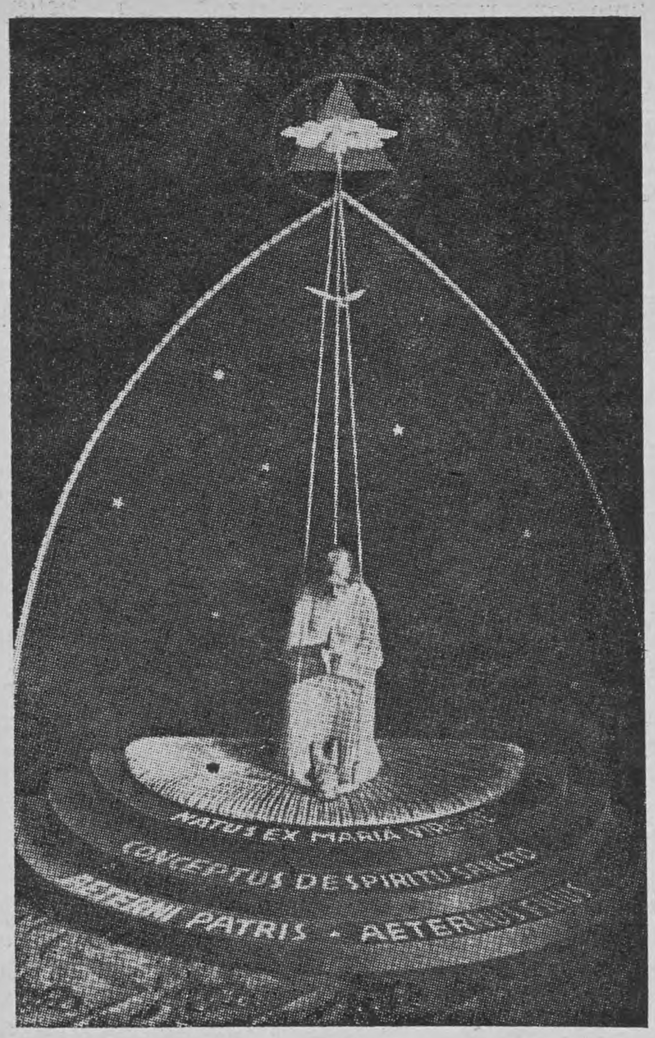
Es ist schwer, diese Dinge zu begreifen und zu erfassen. Aus ganzer Seele geben wir aber recht dem Reimmichl, wenn er sagt: „Die Adventsglocken sind niemals ernst, so ernst auch der Kirchenvater sie läuten mag!" Es liegt da etwas in den Adventslüften, das uns immer wieder aus hohem Gotteshimmel zuzuflüstern scheint: Freue dich, denn Gott ist die Liebe! Fürchte nicht, Sein Blut ist nicht umsonst geflossen! Grüble nicht — du wirst doch nie erfassen die Höhe und die Tiefe und die Weite und die Breite der Güte, des Erbarmens und der Menschenfreundlichkeit Gottes! Stelle dich hin ganz nahe bei deinem Erlöser und singe und liebe wie die Engel und die Hirten der Weihnacht. Dein allererstes Mühen sei, dich ganz hinzustellen neben den erlösenden, liebenden Emmanuel. Und erst wenn du so nah bei Ihm stehst, daß du aus Liebe zu Ihm und immer nur Ihm zu Liebe — das Krumme wieder Gerade zu machen. Denn was du nicht kannst und nie können wirst, das kann Ich in dir, wenn du mich liebend in deiner Seele festhälst.

Das ist die Gotteslehre der heiligenAdventszeit!

– Der Schriftleiter

Der Weihnacht zu

Und wieder ist von zartem Klang
geheimnisvoll dein Herz erfüllt.
Verwandelt zeigt sich wegentlang
die Erde schon, wie raumerfüllt.
Ein Wissen aber macht dich froh,
daß schon am Himmel hell und klar
ein Stern erschimmert und dir so
ein Glück verkündet wunderbar.
Und wie nun Tag um Tag entschwebt –
erhebst du dich aus Traum und Ruh
und deine tiefste Sehnsucht strebt
mit dir der lieben Weihnacht zu.



MARIA im DEZEMBER

vom Schriftleiter

8. Dezember — Die Unbefleckt Empfangene

Die Menschheitsgeschichte hat hier auf Erden einmal ihren Anfang gehabt. Und wir kennen ihren Anbeginn: Eine mit der Erbschuld beladene Menschenfamilie wanderte vor Jahrtausenden, deren Zahl wir nicht kennen, in unsere Erdentäler ein. Der erste Mann und die erste Frau, Adam und Eva waren ihre Namen, waren nicht hier in unserer Welt geboren. Sie waren überhaupt nicht geboren: Gott der Herr hatte sie erschaffen und hatte ihnen als Land des Lebens das Paradies gegeben. Das Paradies, das uns unbekannt ist als die Erde der Reinen, der Gnadenvollen, der Gottliebenden.

In Sünde und Not begann der Mensch sein Leben außerhalb der Pforten des verlorenen Paradieses. Dornen und Disteln wuchsen ihm in Hülle und Fülle, und nach dem Jammer dieses Lebens lag vor ihm die Ewigkeit der Unerlösten. Verschlossen blieb das Tor des Paradieses, denn niemand mehr war rein und niemand mehr war würdig zu leben unterm Lebensbaum des Gartens Gottes. In Schuld geboren waren alle Kinder Adams, in Sünde schon empfangen von ihrer Mutter. Sünde und Schuld erbten die Geschlechter von ihren Vorvätern, und Sünde und Schuld in erschauernd wachsender Fülle trugen sie und tragen sie heute immer noch durch die Geschichte.

Es war aber auch die Hoffnung zusammen mit dem verstoßenen Menschen aus dem Paradiese in diese Welt gezogen. Die Hoffnung auf den versprochenen Erlöser. „Wenn Er kommt", sprachen die Alten, hoffnungsfroh und hoffnungsweh, „dann kommen auch die neue Erde und der neue Himmel."

„Kein Auge hat gesehen und kein Ohr hat vernommen" was Gott jenen bereitet hat, die Seinem Erlöser glaubend und hoffend und liebend folgen.

„Kein Auge hat gesehen" — Und doch durften wir etwas jener Herrlichkeiten schauen, die uns durch den Erlöser bereitet wurden.

In der zweiten Adventswoche feiern wir die Unbefleckte Empfängnis der Gottesmutter Maria. In Maria hat Gott uns gezeigt, was Er in Seiner unermeßlichen Liebe für uns zu tun bereit ist. In Maria hat Gott uns das Meisterstück Seines großen Erlösungswerkes geschenkt. In ihr wurde uns das strahlende Urbild und Vorbild des erlösten Menschen vor Augen gestellt. Ein Vorbild, dem auch wir nach Gottes heiligem Willen nachgeformt werden sollen.

„Ganz schön bist du, Maria!", ruft die Kirche entzückt beim Anblick der Gnadenherrlichkeiten Mariens aus. Ganz schön ist sie, und von dieser Schönheit sollen auch wir empfangen, jeder nach dem ihm zubestimmten Maße Gottes.

Ganz schön ist Maria. Sie ist der erste durch Jesus Christus erlöste Mensch. Und sie, die Erst-Erlöste, ist auch seit dem ersten Augenblick ihres Daseins, seit der Stunde, da sie im Schoße ihrer Mutter empfangen wurde, die Voll-Erlöste, die Ganz-Erlöste. Sie ist der einzige Mensch, der diese Welt in vollster Reinheit und aller Gnadenfülle betreten konnte. Als „Schon-Erlöste" war sie geboren, die keiner Reinigung weder durch die Taufe des Was-

sers noch durch die Taufe des Wunsches oder des Blutes bedurfte.

Als Ganz-Erlöste kam Maria in diese Welt. So voll der Gnaden und voll der Anteilnahme am geheimnisvollen Leben Gottes ist sie schon seit der Stunde ihrer Empfängnis, daß selbst des Paradieses Herrlichkeit nicht mehr genügten, sie aufzunehmen. Nicht ins verlorene Paradies wollte Gott sie stellen — weder sie noch alle andern Erlösten: Höher hinauf soll das erlöste Gotteskind, hinein in die unaussprechbaren Seligkeiten der „neuen Erde und des neuen Himmels."

So tief geliebt von Gott und so tief erfüllt von Gott ist das Gnadenkind Maria, daß sie in jenem „neuen Lande" der Gottanschauung zur Königin aller vom Vater erschaffenen Gnadenheiligkeit erhoben wurde.

Maria ist die Erst-Erlöste und die einzig als Voll-Erlöste Geborene. Aber auch sie ist eine durch Jesus Christus Erlöste. Wie das Kreuz des Gottessohnes in jedem Getauften heute noch erlösend nachwirkt und nachwirken wird bis ans Ende der Zeit, so hat es auf Maria erlösend vorgewirkt. Dasselbe Jesusblut, das uns zum Heil geworden, hat auch der Mutter Jesu vorgreifend und vorwirkend Erlösung gebracht.

Eine Erlöste wie wir ist Maria. Und doch sind wir nur wie Schatten im Vergleich mit der strahlenden Herrlichkeit der erlösten Seele Mariens. Nicht nur in jeder Tugend, auch in ihrer Erlösung ist Maria die Höchste, die Gottergriffendste, die Schönste — die Königin! Viel tiefer und viel heiligender als in irgend ein anderes Kind Evas griff Gottes Gnade ins ganze Marienleben hinein. So tief und so voll, daß Maria nicht nur unbefleckt von der Erbschuld, sondern auch unbefleckt und unberührt von jeder auch nur allerkleinsten Unheiligkeit blieb.

Uns „Menschen im Advent" ist Maria das leise und das große Sehnen des Herzens. Was Gott an ihr getan, um unserer Erlösung willen, das wird Er auch uns nach dem Maße Seiner Weisheit und Güte zukommen lassen. Maria ist uns die große Garantie, daß Gott gnadenvoll herabschaut auf die Niedrigkeit Seiner in Schuld und Sünde sich verlierenden Menschen; daß Er auch an uns Großes tun wird, wenn wir festhalten Seine gnadenspendende Hand und nicht uns von Ihm wenden. Es sehnt sich das sündenbefleckte Herz nach dem Glanz des Unbeflecktseins vor Gott. In Maria war diese Sehnsucht immer erfüllt. Eine Sehnsucht brennt aber doch im Herzen der Unbefleckten Jungfrau Maria: Die Sehnsucht, daß auch an allen andern von ihrem Sohn erlösten Menschen sich das erfülle, was Gott an ihr getan. Darum bittet Maria für uns. Und wir, die wir wissen, rufen hinauf zu ihr: Maria, du Unbefleckte, du Gnadenvolle — du Mutter bitte für uns!

10. Dezember — Marias Haus zu Loreto

Das Fest der Unbefleckten Empfängnis ist wohl das Lieblings-Marienfest der hohen und der heiligen Gottesdenker, der Theologen. Jahrhundertelang haben sie über das Bibelwort nachgedacht, das da heißt: „Feindschaft setze ich zwischen dir (Satan) und dem Weibe." Sie haben gedacht, gebetet, geprüft und verglichen, bis sie zur einheit-

---

Horch, Herbergsucher gehen durch die Welt!
Hörst du . . . des Esels Huf! . . .
Und jetzt hat sich dazu gesellt
Eines Mannes bittender Ruf:
Macht auf! Macht auf! Wir sind schon nah!
Maria und das Kind sind da!
Sie wollen Einkehr halten!
Sie kommen in tausend Gestalten.
Hast du gesehn die Flüchtlingsfrau,
Mit ihrem schwarzen Tuch?
Horch hin, mein Kind, horch ganz genau,
Ihre Hände sind kalt und die Lippen sind blau,
Und Armut und Not ihr Geruch!
Einst hat sie gute Tage gesehn . . .
Und heute muß sie betteln gehn!
Und wieder St. Josef:
Wir sind schon nah! Maria und das Kind sind da!
Es klopft! Ein Mann steht vor der Tür . . .
An ihm ist alles zerrissen.
Noch jung, doch schau, er zittert schier,
Er schaut so klagvoll auf zu dir
Mit Augen voll Qual und Wissen!
Vieltausendmal hat er den Tod gesehn!
Und heute muß er betteln gehn.
Und wieder St. Josef:
Wir sind schon nah! Maria und das Kind sind da!
Sie wollen Einkehr halten,
Sie kommen in tausend Gestalten;
Sie kommen im Greis, . . . sie kommen im Kind,
Sie kommen als Bruder, als Schwester,
Sie kommen und klopfen an jedes Haus,
O weiset die himmlischen Bettler nicht aus!
Hört auf des Heilands Liebesgebot!
Nimm auf! Nimm auf! die Menschen in Not!
Teil mit ihnen Brot und Bett und Wein!
Laß die Herbergsucher bei dir herein.
Und wieder St. Josef:
Wir sind schon nah! Maria und das Kind sind da!

Maria, Mutter der Vertriebenen

Wir hatten ein Haus, und das Haus verdarb,
wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
man rieb uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.
O hilf uns, liebe Maria!

Der Vater ist gefangen im fremden Land,
Die Mutter ist begraben im fremden Sand;
haben einen neuen Vater, der heißt Tod,
haben eine neue Mutter, die heißt Not.
O hilf uns doch, liebe Maria!

Nun sind wir in der Fremde und sehen uns um,
starrt jeder uns an wie taub und stumm;
wir stehen vor den Türen und klopfen an:
ach, wird uns denn nirgends aufgetan?
Erbarm dich doch, o Maria!

Gott webt uns ein Röckchen aus Tränen und Gram,
mit Fäden aus Hunger, mit Fäden aus Scham,
das Schifflein webt Leid und Leid und Leid . . .
O webt uns ein bißchen Freude ins Kleid!
O webe für uns, liebste Maria!

Ernst Wiechert

---

lichen Ansicht kamen: Das Weib, von dem hier die Rede ist, ist Maria. Feindschaft hat Gott gesetzt zwischen ihr und Satan, eine Feindschaft so groß, daß die Sprößlinge Satans, die Erbschuld und der Menschen alltägliche Sünde, sie nie berühren konnten. Dieser gottgesetzten Feindschaft wegen ward Maria schon ganz unberührt und ganz unbefleckt von Satans erster Frucht, von der Erbsünde, empfangen.

Während die Theologen immer nur nach dem Grundsatz handeln: Ehrfurcht vor der Wahrheit!; während sie sich streng an die geoffenbarte Wahrheit über Maria halten und dort betend forschen und denken, macht sich das fromme Volk den Weg zu Maria viel einfacher. Es verliert nicht viel Zeit fürs Denken und Forschen, das Volk will Maria lieben und bewundern! Darum geht es auch mitzeiten Wege hin zu Maria, die bei manch hohem Theologen ernstes Kopfschütteln verursachen. Heilige Theologen jedoch haben ihre Freude an der demütigen Marienliebe des einfachen Volkes — und sie machen mit!

In der italienischen Stadt Loreto steht seit dem Jahre 1437 eine überaus herrliche Marienbasilika. In dieser Basilika wird ein kleines Landkirchlein aufbewahrt, das ganz nach dem Muster des Hauses der hl. Familie in Nazareth gebaut sein soll. Man nennt dieses Kirchlein das „Nazarethhaus". In diesem „Nazarethhaus" sehen wir ein uraltes Marienbild, das sich früher einmal in Dalmatien befunden hatte und das heute das berühmteste Gnadenbild Mariens in Italien ist.

Eine alte Legende erzählt, Engelshände haben das „Nazarethhaus" im Jahre 1291 von Nazareth nach Dalmatien, und von dort im Jahre 1295 nach Loreto in Italien getragen. So erzählt die Legende. Viele fromme Seelen glauben fest und überzeugt, hier sei das Haus, in dem Maria einstens gewohnt, mit ihrem göttlichen Sohne Jesus und dem heiligen Joseph. Hier habe Maria gebetet, gekocht, gefegt und still und fromm getragen all die vielen alltäglichen Hausfrau- und Muttersorgen.

Hier, bei diesem Hause, fühlt sich das fromme Volk ganz zu Hause. Maria, die hohe Frau im heiligen Himmel, war auch einmal ganz gewöhnlicher Mensch wie wir alle. Sie kennt die Lasten und Leiden, die da täglich anklopfen an die Haustür der Kleinen und der Armen. Jede Muttersorge ums Kind ist ihr bekannt — weit mehr noch als irgend einer anderen Mutter. Hat ja doch keine erleiden müssen um ihres Kindes willen das Schwert der Sieben Schmerzen! Keine — nur die Mutter Maria!

Maria kennt alles, hat alles selbst durchmachen müssen. Darum wissen wir auch, daß sie uns in unserer Not versteht. Heiliger ist sie als alle andere Frauen und mütterlicher als jede andere Mutter. Und eben weil sie so heilig ist und so gut und mütterlich, eben darum kümmert sie sich auch um jeden, der zu ihr Zuflucht nimmt, ganz gleich, ob mit großen oder ob mit kleinen Sorgen. Eine Mutter kann ihr Kind nicht vergessen, kann sich nicht abwenden von der Not ihres Kindes. Wir aber sind Marias Kinder. So hat Gott es bestimmt, als Er Jesus Christus in Maria Fleisch annehmen ließ, damit wir durch Christus Kinder des ewigen Vaters und Bruder im Heiligen Geist mit dem Sohne Mariens werden können.

So geht es dem frommen Volk durchs Herz, wenn es steht vor der Tür des kleinen Nazarethhauses zu Loreto. Und so ist es gut, und so zieht es uns hin zu Maria, der lieben, der heiligen, der himmelsmütterlichen Hausfrau von Nazareth!

18. Dezember — Mariä Erwartung

Vor vielen Jahrhunderten wurde das Fest „Mariä Verkündigung" am 18 Dezember gefeiert. In der östlichen Kirche hielt man dieses Fest zwar wie

heute, am 25. März. Das Konzil von Toledo bestimmte jedoch im Jahre 625, daß die Fastenzeit sich für derartige hohe Festtage wie „Mariä Verkündigung" nicht eigne. Dieser Marientag sei deshalb am 18. Dezember zu begehen. Die Volksfrömmigkeit fand jedoch nicht viel Gefallen an dieser Bestimmung. Immer weiter verbreitete sich auch in der Kirche des Westens der Brauch, „Mariä Verkündigung" neun Monate vor der Geburt des Herrn, am 25. März zu begehen. Den 18. Dezember wollte man jedoch als Marientag auch nicht verlieren. Da nun diese Zeit des Jahres jede einzelne Christenseele vollster Erwartung ist, voll des heilig-frommen Wartens auf den hohen Weihnachtstag der Geburt des Herrn, sagte man sich: Wer wird wohl inniger und betender auf den großen Tag der Geburt des Erlösers gewartet haben als die jungfräuliche Mutter Jesu?

Und so kam es, daß man sich das Fest „Mariä Erwartung" schuf und dieses Fest in der Adventszeit, am 18. Dezember, zu feiern begann. So beliebt und so verbreitet ward dieser Marientag, daß der Heilige Stuhl den vielen Bitten der Bischöfe, der Priester und des Volkes im Jahre 1575 endlich nachgab und den 18. Dezember als Fest „Mariä Erwartung" kirchliche Bestätigung gab.

Und so feiert denn das fromme Volk jedes Jahr Advent mit Maria. Marias Erwatung war still und gottergeben. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinen Worten", hatte sie einmal gesagt, und sie hielt dieses Wort bis ans Ende ihres irdischen Lebens. Immer war all' ihr Hoffen und Sehnen und alles Fragen: Was wird morgen kommen? vertrauensvoll in Gottes Hände gelegt.

Und doch: Sie war doch voll der Gnade und somit auch voll der eingegossenen heiligsten Liebe zu Gott. Wie muß sie doch in dieser Liebe sich des öfteren in heiligstem Staunen gefragt haben: „Wie wird das nun geschehen? Wie kann das nur geschehen, daß ich Ihn, meinen Gott den ich mehr als alles andere liebe, gebären soll? Und Ihm Mutter sein soll?" Wie muß sie doch gebetet haben: „O großer heiliger Gott, mein liebes Kind — wie ich dich liebe! O komm mein Emmanuel!"

Maria im Advent, Maria in Erwartung: Vermittle auch uns die Gnade dieser Sehnsucht nach Deinem Sohne! Die Gnade der Sehnsucht nach Ihm und der Liebe zu Ihm! –

ADVENTSWARTEN



Du bist es, den wir erwarten, Herr Jesus. Wir harren auf keinen anderen als nur auf Dich!
Wir waren blind — Du hast uns sehend gemacht.
Wir waren lahm — Du hast uns die Kraft des Wandelns wieder gegeben.
Wir waren durch die Sünde beschmutzt — Du hast uns gereinigt.
Wir waren Deinen Worten gegenüber taub — Du hast uns die Ohren geöffnet, so daß wir jetzt wieder verstehen, was Du sagen willst.
Wir waren tot — Du hast neues Leben uns gegeben.
Wir waren arm — Du kamst uns zu Hilfe.
Das waren Deine Geschenke an uns.
Alles wirst Du uns wiederschenken, wenn Du wieder Einkehr hälst in unsere Seele.
Komm, Emmanuel, und suche meine Seele heim!
Komm, Emmanuel, und sei mit mir und bleib mit mir in allen Stunden meines Lebens. Ohne Dich ist mein Leben ewig verloren — mit Dir und in Dir werde ich leben — ewig!

Es sind halt Schwe-stern

Gebet, Arbeit, Opfer – über alles die Liebe



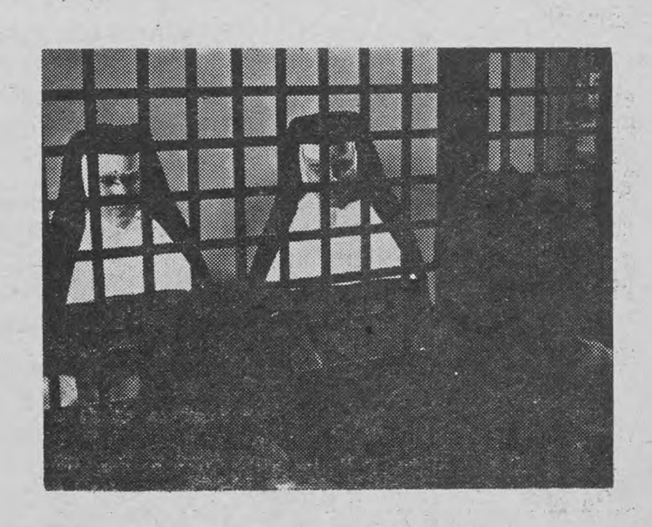
Man trifft immer wieder Leute, denen die Klosterfrauen nicht recht schmackhaft sind. Die Kinder, ja, die freuen sich ungeteilt an ihrer Schwester Anastasia, Emerentia, Euphrosina oder wie diese Schwestern mit ihren kostbaren Schmetterlingsnamen alle heißen mögen. Auch die Kranken, die Krüppel, die Waisenkinder sind den Schwestern zugetan, all die vielen Menschen, die auf irgend eine Art hilflos sind, haben die Schwestern gern, die Schwester ist ihnen gut, sie haben es hundertfach erfahren. Und noch eine Kategorie von Menschen ist voller Hochachtung vor der Schwester, nämlich jene Leute, denen die Sorge um die menschliche Armseligkeit aufgetragen ist, die Gutwilligen, meine ich, die nicht bloß ungekümmert ihren eigenen Weg gehen, sondern sich rechts und links der Straße bücken, um nach dem Beispiel des barmherzigen Samaritans jene Brüder aufzulesen, die auf irgend eine Art unter die Räuber gefallen sind und nicht mehr weiter können. Damit sind vor allem auch die Caritasdirektoren gemeint. Bei diesen steht die Schwester in besonders gutem Kurs. Denn ein

Caritasdirektor kann die armen Tröpfe, die auf so manigfache Weise auf dem Lebensweg verunglücken, wohl von der Straße auflesen, aber weitersorgen, d. h. Eselchen und Herberge sein, das muß dann nachher meistens die Schwester.

Gerade deswegen muß nun einmal auch mit aller Deutlichkeit von den Schwestern gesprochen werden, denn bei den Schwestern findet man alles selbstverständlich, „es sind eben Klosterfrauen." Sie können den ganzen lieben Gottestag auf den Knien herumrutschen und die Putzfrau machen oder ein Menschenleben lang wie eine fleißige Hummel um ihren Rußpfannen kreisen, man findet das in schönster Ordnung. Hat jemand ein Bein gebrochen oder einen kranken Blindarm, dann läßt er sich von den Schwestern bedienen, die Schwererziehbaren, die Waisen, die Geistesgestörten, die Unehelichen, die verlassenen Alten — alle diese armen Kreaturen, welche eine herzlose Welt als lästigen Schutt empfindet und wegschaffen möchte — die Schwestern sind gut dafür. Wer selber einen Haushalt führt, mag einen Begriff haben, was es heißt, 20, 40, 60 hinfällige Geschöpfe zu betreuen. Es geht ja nicht bloß um Küche und Kleider, von der Nase, die man überwachen muß bis hinab zum offenen Schuhbändel, alles ist oft in einer solchen Obsorge mit eingeschlossen. Und zwischen Nase und Schuhbändel auch ein Herz, das auch im ärmsten Menschen schlägt und etwas Wärme möchte, und neben dem Herz eine Seele. Wahrhaftig, wen der liebe Gott in Hausdienst nimmt, den jagt er wie einen armen Hasen herum — oder er sperrt ihn ein. Es gibt Schwestern, die sitzen in einem kleinen Zimmerchen und verbringen ihren Lebenstag damit, den Anstaltinsassen Socken zu flicken. Die Schwestern sind eben weniger zahlreich als früher, man muß einteilen, rationalisieren, und eine Schwester, die besondere Talente zum Putzen an den Tag legt, riskiert, daß sie spezialisiert wird und nun für den Rest ihres Lebens den Himmel mit dem Staublappen abverdienen muß.

Für einen normalen Menschen wäre ein solches Leben unverträglich mühsam, aber — es sind eben Schwestern, so denkt man, sie haben den „Beruf". Als ob Gott einen Menschen, den er beruft, das warme Blut aus den Adern nähme, um Watte hineinzustopfen. Es ist ein bedenkliches Zeichen für den Egoismus unserer Zeit, daß sie eine restlose Hingabe nicht anders zu erklären vermag als durch verminderte Intelligenz oder irgend einen selbsttätigen übernatürlichen Mechanismus. Aus solcher unverantwortlicher Gedankenlosigkeit entspringen dann die lieblosen Worte gegen die Schwestern, angefangen von kleinlichen Nörgeleien bis zur schweren massiven Anklage. Gewiß, auch eine Schwester kann nicht immer ein Ausbund menschlicher Vollkommenheit sein. Jeder Beruf hat zwangsweise auch Einseitigkeiten im Gefolge, das wird sich wohl kaum je ändern, denn bis jetzt haben wir mit unseren Versuchen, den Übermenschen zu züchten, doch eigentlich recht zweifelhafte Erfolge gehabt. Also haben wir keinen Grund, auch bei Schwestern nicht, wegen Kleinigkeiten kleinlich zu sein und darüber diese eine entscheidende Tatsache zu vergessen: daß es auch heute noch, und heute mehr denn je, ein Schauspiel für die Engel und Menschen, die eigene hartnäckige und so emfindliche Bequemlichkeit zu opfern und sich vorbehaltlos ein ganzes Leben lang anderer Leute Sorgen zu widmen. Wer allzu fleißig an unseren Schwestern herumnörgelt, der sollte einmal eine ganze Woche lang ihren Alltag ausprobieren. Unseren jungen Mädchen sei das besonders empfohlen. Sie würden dabei bestimmt zum wenigsten großen Respekt bekommen vor der menschlichen Leistung unserer Schwestern und am Ende der Probe gern wieder die Freiheit wählen. Und falls daß eine oder die andere bliebe, so wäre es kein Unglück, denn die Schwestern müssen sich so rücksichtslos verbrauchen, weil sie zu wenig Nachwuchs haben.

Das ist eine ernste Tatsache, die nicht bloß die Schwestern selber angeht, denn der weitaus größte Teil unserer caritativen Anstalten wird einzig und allein durch den opferreichen Einsatz unserer Schwestern durchgehalten. Was mit der katholischen Wohlfahrt, was mit der Wohlfahrt überhaupt geschehen würde, wenn wir keine Schwestern mehr hätten, das wagt man gar nicht auszudenken. Vielleicht sollte man trotzdem daran denken — die Klosterfrauen würden dann vielen Nörgeleien wieder etwas schmackhafter werden. Schnydrig



Don Camillo und Peppone

Das Buch "Don Camillo und Peppone" des rasch berühmt gewordenen italienischen Autors G u a r e s c h i ist seit den Werken von Felix Timmermans das entzückendste und grossartigste Schelmenbuch. Entzückend: Viele Menschen bekamen schon Leibweh vor Lachen, als sie die Abenteuer des italienischen Dorfpfarrers Don Camillo und seines hartgesottenen Gegners Peppone, des kommunistischen Dorfbürgermeisters, lasen. Grossartig: Dieses Buch, das so robuste und erheiternde Episoden zeigt, ist von tiefer Weisheit erfüllt und schildert, wie die grossen Fragen der Zeit in anständigen Herzen ihre Lösung finden. Und noch etwas: Zur Zeit der schwersten politischen Kämpfe in Italien hat dieses grundgütige Buch eine Woge befreienden Gelächters (sehr zum Zorn kommunistischer Fanatiker) heraufbeschworen und mitgeholfen, gewisse Gefahren der Lage zu beseitigen. (Das Buch, dem wir untenstehenden Auszug entnehmen, ist im Otto-Müller Verlag, Salzburg, erschienen.)

Als die Zeit des Wahlkampfes kam, drückte Don Camillo sich natürlich mehrmals in so klarer Weise über die lokalen Vertreter der extremen Linken aus, so daß eines schönen Abends gerade noch zwischen Licht und Finsternis, während Don Camillo von einem Weg in den Pfarrhof zurückkehrte, hinter einem Zaun, wo er sich offensichtlich versteckt gehalten hatte, ein Brocken Mensch erschien, maskiert, und Don Camillo von hinten angriff. Er machte sich den Umstand zunutze, daß Don Camillo durch das Fahrrad behindert war, an dessen Lenkstange ein Korb mit 70 frischen Eiern aufgehängt war, und versetzte ihm mit einer Stange einen tönenden Schlag, worauf er, wie von der Erde verschlungen, verschwand.

Don Camillo sagte niemanden etwas von diesem Vorfall, und nachdem er die Eier in Sicherheit gebracht hatte, ging er in die Kirche um sich mit Christus zu beraten, so wie er immer in Augenblicken des Zweifelns zu tun pflegte.

„Was soll ich tun?" fragte Don Camillo.

„Schmiere dir den Rücken mit ein wenig Öl ein und sei still", antwortete ihm Christus von der Altarhöhe. „Man muß vergeben, wenn man uns beleidigt. Das ist die Regel."

„Gut", warf Don Camillo ein. „Hier handelt es sich aber um Prügel, nicht um Beleidigung."

„Was willst du damit sagen?" erwiderte leise Jesus. „Sind vielleicht die dem Körper zugefügten Beleidigungen schmerzhafter als jene, die dem Geiste zugefügt werden?"

„Einverstanden, Herr. Du must aber in Betracht ziehen, daß man — indem man einen deiner Diener verprügelt — dich beleidigt. Mir geht es viemehr um dich als um mich."

„War ich vielleicht nicht noch mehr ein Diener Gottes als du? Und habe ich nicht auch jenem verziehen, der mich gekreuzigt hat?"

„Mit dir kann man nicht reden", schloß Don Camillo. „Du hast immer recht. Dein Wille geschehe. Wir werden verzeihen. Erinnere dich aber, daß du die Verantwortung zu tragen haben wirst, wenn diese Verbrecher durch mein Schweigen ermutigt werden und mir eines schönen Tages meinen Kürbiskopf einschlagen. Ich könnte dir Stellen aus dem Alten Testament anführen . . ."

„Don Camillo, mir kommst du mit dem Alten Testament! Bitte, ich übernehme die volle Verantwortung. Und übrigens unter uns, ein wenig Prügel stehen dir gut, so wirst du lernen, in meinem Hause Politik zu machen."

Don Camillo hatte also verziehen. Eines blieb ihm aber im Halse stecken wie eine Fischgräte: die Neugierde, wer es nur gewesen sein könnte, der ihn geprügelt hatte.

Die Zeit verging, und ein Abend kam, an dem Don Camillo noch zu später Stunde im Beichtstuhl saß und durch das Gitter das Gesicht des Häuptlings der extremen Linken, Peppone erkannte. Peppone im Beichtstuhl, das war ein Ereignis, bei dem man mit offenem Munde stehenbleiben mußte. Don Camillo strahlte:

„Gott sei mit dir, lieber Bruder, mit dir mehr als mit irgend jemandem, weil du mehr als die andern seinen Segen notwendig hast. Es muß schon lange her sein, daß du das letztemal gebeichtet hast."

„Es war 1918", antwortete Peppone.

„Stell dir nur alle die Sünden vor, die du in diesen 30 Jahren mit all deinen heidnischen Gedanken im Kopf begangen hast!"

„Na ja, es sind schon so manche", seufzte Peppone.

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel: Vor zwei Monaten habe ich Sie verprügelt."

„Ernste Sache", antwortete Don Camillo. „Indem du einen Diener Gottes beleidigt hast, fügtest du Gott selbst eine Beleidigung zu."

„Ich habe es bereut", rief Peppone. „Außerdem habe ich Sie nicht als einen Diener Gottes, sondern als einen politischen Gegner geprügelt. Es war ein Moment der Schwäche."

„Außer dieser und der Zugehörigkeit zu deiner teuflischen Partei hast du noch andere schwe-

re Sünden zu beichten?"

Peppone schüttelte den Sack aus.

Alles in allem war es nicht viel, und Don Camillo fertigte ihn mit 20 Vaterunser und Ave Maria ab. Als dann Peppone an der Balustrade kniete, um seine Buße abzubeten, fiel auch Don Camillo vor dem Kruzifix in die Knie.

„Jesus", sagte er, „verzeih mir, aber ich haue ihm eine herunter."

„Denke nicht einmal daran", antwortete Jesus. „Ich habe ihm vergeben, du mußt ihm auch vergeben. Im Grunde genommen ist er ein braver Mensch."

„Jesus, traue diesen Roten nicht, sie sind furchtbar heimtückisch. Schau ihn dir gut an: hat er nicht ein Räubergesicht?"

„Ein Gesicht wie alle anderen. Don Camillo, in dein Herz hat sich Gift eingeschlichen!"

„Jesus, wenn ich dir je gut und mit Hingabe gedient habe, dann bitte ich dich um diese eine Gnade: laß es wenigstens zu, daß ihm dieser Leuchter auf den Nacken fällt. Was ist schon ein Leuchter, mein Jesus?"

„Nein", antwortete Jesus. „Deine Hände sind zum Segnen, nicht zum Schlagen da."

Don Camillo seufzte.

Er verbeugte sich und verließ den Altar.

Er wandte sich dann auf einmal um, um sich zu bekreuzigen, und befand sich so gerade hinter Peppones Rücken, während dieser kniend ganz im Gebet versunken war.

„In Ordnung", flüsterte Don Camillo, indem er die Hände faltete und zu Jesus hinaufschaute. „Die Hände sind zum Segnen da, nicht aber die Füße!"

„Auch das ist wahr", sagte Jesus von der Altarhöhe. „Aber ich bitte dich, Don Camillo: nur einen!"

Der Fußtritt traf wie ein Blitz. Peppone steckte ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, ein, stand dann auf und seufzte erleichtert:

„Zehn Minuten warte ich schon darauf", sagte er. „Jetzt fühle ich mich viel besser."

„Ich auch", rief Don Camillo, und sein Herz war jetzt leicht und rein wie der heitere Himmel.

Jesus sagte nichts. Man sah ihm aber an, daß auch er zufrieden war.

Verheiratet sein —?

Verheiratet sein ist nicht nötig. Glücklich verheiratet sein ist nötig. Ehe sollte nie als Filtrierapparat für getrübte Seelen dienen. Es gibt Ehen, die erst nach dem Tode des einen Eheteils endigen. Es gibt Ehen, die Ehen sind.

Wer über den Ehegefährten bei andern klagt, der bricht die Ehe. Ehe ruht auf bedingtem Vertrauen. Daher die Diskretion in der Ehe. Das „unbedingte Vertrauen" zeigt sich darin, daß man dem Ehegefährten sein Geheimnis gönnt.

Es kann eine Lähmung in der Ehe eintreten. „Früher warst du anders —, früher tatest du dies und das —" — das ist die Lähmung. Wenn ein Ehegefährte die Ähnlichkeit des Kindes mit dem andern Eheteil betont — betont —, das ist meist ein verborgener Kleinkrieg.

Auf alle Kunst und jeden Beruf bereitet sich der Mensch vor, nur auf den schwersten Beruf nicht, auf die Ehe. Wer in die Ehe tritt, ohne den Willen zum du — tritt neben die Ehe. Ehe ist dienen. Wer sich bedienen läßt so, daß er sich bedienen läßt, bricht die Ehe.

„Recht behalten haben" — ist für den Liebenden das traurigste Geschäft. „Wieder einmal recht gehabt" — hat nur der Nichtliebende, nicht recht gehabt zu haben ist ein süßes Glück. Nur in **der** Ehe gibt es keinen Streit, wo ein Teil um keinen Preis recht behalten will.

Ich rede von Menschen, wie sie sind. Darum sage ich: Sprich keinen Vorwurf aus. Es gibt keinen, den du ihm machen könntest, den der andere nicht schon längst im stillen gegen dich erhoben hat.

Wie Gott im Schöpfungsakt Leben aus der Fülle seines eigenen Lebens mitgeteilt hat, so will er auch nach und trotz des Sündenfalles sein göttliches Leben in die Herzen der Menschen ausgießen, er will sie heiligen, auf daß sie vollkommen seien wie der Vater im Himmel und so verdienten in die Wohnungen einzugehen, die er ihnen bedeitet hat. Das ist die Sendung, die Gott den Katholiken gegeben, das ist der Sinn der Heidenmission. Und die Werkzeuge dieser Sendung sind die Missionare und die Missionsfreunde. Welch eine Auszeichnung! Gott hat die Seelen ohne uns geschaffen, aber er will sie ohne unsere Mitwirkung nicht selig machen.

Wegweisender Finger

M. Huda

Der heilige Johannes steht seit beinahe 2000 Jahren über dem Leben der Menschheit. Zielsicher und aktuell ist auch heute noch die Aufforderung: „Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe.“

Spürst du, wie dich das unruhig macht? Wir geben uns zwar ein großartiges Aussehen, wir Menschen, aber tief drinnen kennen wir alle den Kummer, die Angst und die Verlassenheit. Wir sind oft enttäuscht worden durch vielerlei Versagen aus Stolz und Schwäche. Unfrieden ist gewachsen aus Unwahrhaftigkeit, Ehrfurchtlosigkeit und Unordentlichkeit. Und weil gute Vorsätze in trüben Alltagsgewohnheiten und Versuchungen erstickten, sind wir mutlos geworden. Nun ist die Gottferne sehr groß. Aber unsere Sehnsucht ruft noch in der dunkelsten Verlorenheit nach Frieden und Erlösung. So gehören wir dennoch zu denen, die den guten Willen haben, Ihn aufzunehmen und damit die Macht, Kinder Gottes zu werden.

In diesen Tagen des Advents wollen wir seinem Ruf folgen und den neuen Anfang unserer Umkehr machen im Empfang des Bußsakramentes. Sicher brauchen wir dazu etwas, manchmal vielleicht sogar viel Mut, um die Verzagtheit und Angst des Herzens zu überwinden. Denn es ist nicht leicht, den Weg der Schuld zu erkennen und beim Namen zu nennen. Und wer wirklich bemüht ist, auch von den verborgenen Schwächen erlöst zu werden, der muß ein hartes Stück Arbeit leisten.

Ob das die Christen bedenken, wenn sie sich ungeduldig in langen Reihen vor den Beichtstühlen drängen? Wir können doch unser Straucheln und Fallen und die zerrissene Verbindung zu Gott nicht im Vorbeigehen schnell in Ordnung bringen, so, als ob wir ein paar Groschen auf den Ladentisch legten um mit einem großartigen Geschenk heimzugehen. Zum aufrichtigen Willen der Umkehr gehört notwendig die Zeit der Besinnung, Besinnung auf das, was war und das, was werden soll. Was werden soll? Die guten Vorsätze sind oft riesengroß und sind leider meist rasch vergessen. Vielleicht ist es aber sehr gut, einmal die Heilige Schrift aufzuschlagen und zu lesen, welchen Menschen Christus das Himmelreich verheißt. Da werden die Sanftmütigen, die Trauernden, die Verfolgten, die Kinder und viele mehr genannt. In dem Leben und der Lehre Jesu finden wir den Weg zu einer echten Umkehr.

Natürlich wird uns immer wieder die dunkle Versuchung anfallen und oft mag es so scheinen, als ob wir leichter verzichten auf die gnadenvolle Kindschaft Gottes als auf den Wahn, „Gott gleich zu sein.“ Dann wollen wir uns an Johannes erinnern, der hinweist auf das „Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt.“

RORATE

Nieder, Herr, die Himmel neige,
Beuge sie mit starker Hand,
Und zu uns hernieder steige
In dies kalte Erdenland.
Komme! Komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Aus dem Dunkeln wir uns sehnen
Nach dem neuen Morgenschein,
Und in Trauer und in Tränen
Harren wir, o Heiland, Dein.
Komme! Komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Zeige Dich am Himmelsbogen,
Schöner Stern, aus Jakobs Haus!
Wolken, kommt, heraufgezogen,
Regnet uns den Tröster aus.
Komme! Komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Komm zu trösten, komm zu retten,
Schlag das Sündenjoch entzwei,
Lös' der Leidenschaften Ketten,
Daß Gott wieder bei uns sei.
Komme! Komme,
Heil'ger Christ, o komme!

Fünf Minuten Katechismus :

Zur Richtigstellung falscher Meinungen :

KEIN GOTTESDIENST - ERSATZ

Es ist für uns Christen heute nicht leicht zu erfassen, was im strengen Sinne das Wort Opfer bedeutet. So sagt zum Beispiel die Mutter zu dem Kind: "Bring dem lieben Gott das Opfer!" und meint damit, dass das Kind gehorchen oder sonst ein gutes Werk tun soll. Oder eine andere Mutter beklagt sich vor ihrem Kind: "Du hast auch gar keinen Opferwillen", wenn das Kind sich sträubt, beispielsweise sein Fastenopfer im Sinne der Enthaltsamkeitsübungen durchzuhalten und so fort.

Opfer in diesem Sinne von Entsagung und Abtötung ist etwas völlig anderes als das Opfer der heiligen Messe. Zwar ist diese Haltung der Abtötung und **Selbstentsagung eine wahrhafte Frömmigkeit, doch** ist sie keine Messopferfrömmigkeit im eigentlichen Sinne. Man darf sogar nicht einmal allgemein von Opferfrömmigkeit sprechen, weil dieses Wort unbedingt für die Messopferfrömmigkeit reserviert bleiben muss. Allerdings ist diese Entsagungsbereitschaft eine innere Voraussetzung für die Messopferfrömmigkeit, mit anderen Worten: die Frömmigkeit, die für die Mitfeier der heiligen Messe als Opfer gefordert ist, wird durch die Haltung der Entsagung vorbereitet. Und wieder muss gesagt werden, dass diese Entsagungskraft nicht das Opfer ist, sondern die heilige Messe.

Wir müssen also diese beiden Begriffe des Opfers genau abgrenzen. Wir wollen dem uneigentlichen Opfer der Entsagung das eigentliche Opfer: das gottesdienstliche Opfer gegenüberstellen. Damit ist das Opfer gemeint, wie es seit Beginn der Menschheit, bei allen Völkern der Erde und auch bei dem auserwählten Volke geübt worden ist als Anbetungswerk und Ausdruck der Gottesverehrung.

So haben wir Christen als wahre Diener des lebendigen Gottes ein solch gottesdienstliches Opfer, das nur auf dem Altar dargebracht, gültig ist. Christus als die "Sehnsucht aller Völker" — das sind die Juden und die Heiden — hat ihre religiösen Formen und Frömmigkeiten durch die Stiftung seines heiligen Opfers im Abendmahlssaal geläutert und vollendet. Damit sind alle Opferformen ausser Kraft gesetzt und allein das heilige Messopfer des Altares **zur unabwendbaren Pflicht des Christen als Diener** Gottes erhoben worden. Das Altaropfer steht in der Frömmigkeit der Menchheit derartig zentral und erstranging, dass wir beinahe sagen könnten, wir müssten aus der Opferfrömmigkeit der Heiden und Juden die Opferstiftung Christi in ihrer überragenden Bedeutung für unsere christliche Frömmigkeit zu verstehen lernen. Das will besagen, dass ein wahrer Christ in erster Linie seine Religion erfüllt, wenn **er in diesem gottesdienstlichen Sinne opfert.**

Daran knüpfen sich für unser praktisches Christenleben einige nützliche und wichtige Anwendungen. Vor allem muss uns klar sein, dass unsere christliche Religion eine eminente Opferreligion ist. Wir genügen der Stiftung Christi nicht, wenn wir meinen, durch die Erfüllung der zehn Gebote hätten wir unsere Pflicht getan. Man hört immer noch die Phrase von "anständigen Menschen." Gewiss. der anständige Mensch ist eine unabdingbare Voraussetzung für einen echten Christen. Aber durch die "Anständigkeit" erwerben wir nicht unser Heil. Dann unterscheiden wir uns nicht sonderlich von einem Juden oder einem charakterfesten Heiden.

Die zweite Anwendung daraus heisst, dass das heilige Opfer der Messe durch nichts ersetzt werden kann. Auch wer aus guten Gründen verhindert ist, die heilige Messe zu besuchen, sei es durch Krankheit, durch notwendige Arbeiten usw. kann nicht sagen: "Ich tue an Stelle der heiligen Messe das oder das." Er hat nun einmal die heilige Messe nicht mitgefeiert. Die Verdienstlichkeit der stellvertretenden Frömmigkeitswerke steht hier nicht zur Sprache. Denn der Sinn des Opfers ist nicht die persönliche Verdienstlichkeit, sondern die Verherrlichung Gottes. Und für die Verherrlichung Gottes durch das heilige Opfer der Messe gibt es keinen Ersatz, auf den man sich berufen könnte, wenn der Besuch der heiligen Messe **nicht möglich war.**

Auf keinen Fall können Reden wie diese: "Mein Dienst an der Welt ist mein Gottesdienst" zu Recht gelten. So pflegen Leute zu sagen, die ihren Unglauben durch eine scheinbar religiöse Formulierung verbrämen und in Wirklichkeit von Gott und seiner Ehre nicht viel halten. Die so sprechen, offenbaren nicht nur, dass sie eine heidnische Gesinnung haben, sondern dass sie völlig ungläubig geworden sind, weil die Heiden ihre Opferfeiern trotz aller Weltverbundenheit und Irrgläubigkeit halten. Gottesdienst im **Sinne Jesu geschieht auf dem Altar, und der Altar** des Opfers Christi ist nicht die Welt und keine irdische Handlung, sondern der christliche Altar unserer Kirchen.

Es ist durchaus denkbar, dass eine Mutter, vor allem, wenn die Kinder klein sind, nicht jeden Sonntag **Zeit findet, die heilige Messe mitzufeiern. Dabei entsteht die Gefahr, dass im Laufe der Zeit, wenn die** Kinder älter werden, eine gewisse Gewohnheit entstanden ist und dass dann die Entschuldigungsgründe sehr leicht genommen werden. So hört man dann gelegentlich: "Wenn ich meine Kinder sonntags gut angezogen und gepflegt in die Kirche schicke, genügt das dem lieben Gott, und ich habe Opfer genug ge**bracht für den Sonntag." Dieser Standpunkt ist falsch.** Die Erfüllung der Opferpflicht in ihrer zentralen Bedeutung für unser religiöses Leben muss zeitlebens bis es eine selbstverständliche Gewohnheit geworden ist, errungen und erkämpft werden. Jede Pflicht ist schwer, auch die Messopferpflicht. Denn diese Schwere empfinden und in treuer Pflichterfüllung durchtragen, ist ein Stück unserer Messopferfrömmigkeit, von der wir nicht ohne den Verlust unserer vollen Christlichkeit entbunden werden können. E.M.

Advent auch fuer dich

Wie heilige Vorwürfe hat die Kirche die vier Adventwochen um die Krippe und das Geburtsfest des Erlösers gezogen und gebaut. Nicht von den ausgetretenen öden Gassen unserer täglichen Gedanken und Gewohnheiten sollen wir plötzlch unvermittelt hintreten vor die Krippe, denn so hätte unser Auge nicht Sehkraft, unser Herz nicht Fassungsvermögen genug, um jene heilige Wunderwelt göttlicher Erbarmung aufzunehmen, die sich uns da auftut in den Geheimnissen der heiligen Nacht. Gereinigt und geläutert, mit gesteigertem Verlangen und sehnsuchtpochendem Herzen sollen wir der heiligen Nacht entgegeneilen. Das ist der tiefe Sinn, die hohe Aufgabe dieser heiligen Vorhöfe des Advents.

Ein ganz Großer im Reiche der Gnade nimmt uns da bei der Hand, Johannes, der berufene des Herrn.

Umformen, umlernen müssen

wir alle, so sagt es uns der große Prophet, er, der so tief in das Elend seines Volkes wie des einzelnen Menschen in der Gottesferne hineingeschaut hat. Was bisher nutzloser Umweg, was bisher sündhafter Irrweg war, das soll ebener, gerader Weg werden, auf dem wir dem Heile entgegeneilen. Bei der Hand sollen wir uns gegenseitig fassen, Brüder und Schwestern sollen wir werden in helfender und verzeihender Liebe, um würdig zu werden der Fülle ewiger Erbarmung. So lautet die ernste Mahnung, die verheißungsvolle Botschaft des großen Wegbereiters und Führers an der Schwelle der vier Sehnsuchtswochen des Advents.

Ja, ist es uns nicht in diesen vier Wochen als wanderten Maria und Joseph durch die Straßen und Gassen unserer Dörfer und Städte,

Herberge zu suchen

für ihr göttliches Kind? Die Kirche ruft, mahnt und bittet für sie an Türen und Herzen und hundertfach, ja tausendfach tönt es zurück aus dem verwirrenden Lärm geschäftigen Lebens und Treibens: Kein Platz für Ihn, keine Zeit für Ihn. Er möchte ja ohnehin nur in Seine Stadt und in Sein Eigentum, aber die Seinen nehmen Ihn nicht auf. Mit ameisenhafter Geschäftigkeit rüsten sie zum Feste und schließen ihn aus, den großen Festgeber, der dem Feste eigentlich Namen und Inhalt gibt.

Kein Platz für Ihn, keine Zeit für Ihn,
ganz wie einst im geschäftigen Bethlehem.

Bei uns schließen sich in der Adventszeit die schlichten Bewohner der Pfarrgemeinde zu einer heiligen Runde zusammen. In dieser tritt nun eine Muttergottesstatue ihre Wanderung an. Sie braucht nur um Einlaß oder um Aufnahme zu bitten, die Unbefleckempfangene, mit heiligem Wetteifer und größter Bereitwilligkeit wird sie ihr gewährt. Die ganze Familie hat ihr, der großen Herbergsmutter, den Weg bereitet und den Aufenthalt besonders lieb gemacht, durch vorangehenden Empfang der heiligen Sakramente. In festlicher Reinlichkeit und Zierde prangt das ganze Haus und zwischen Tannengrün und Kerzenschimmer nimmt nun für diesen Tag die Gottesmutter den Ehrenplatz in der Familie ein. Freunde und Verwandte vereinigen sich mit der bevorzugten Familie zu frommem Gebete an diesem Ehrentag vor dem Bild der jungfräulichen Herbergsmutter. Ist die Dämmerung hereingebrochen, dann wandert sie wieder weiter zur nächsten Herberge.

Wieviel religiöser Sinn spricht sich doch aus in diesem einen frommen Brauch, von dem eigentlich niemand weiß, wann er entstanden und wer ihn angeregt hat.

Wie wird dein Advent sein? Wie wird er ausklingen?

Mariae Erwartung

O Mutter, diese letzte Zeit,
vom Warten wie ein Dom geweiht,
oh, dieses Sehnen nach dem Kind!
Wie diese Stunden selig sind,
gesättigt voll von Weihe.

Bald tut sich auf dein heilger Schoß.
Ich knie, schweige, knie bloß
und küsse jede Kälte warm.
Dein Kind kommt ja so klein und arm,

des Himmels König kommt zu mir.
Ich schweige, sehne mich mit dir
und knie in deine Sehnsucht ein.
Bald ist das Kindlein auch ganz mein,
o Mutter!

Wiborada Maria Duft, Menzingerschwester



Familienleben im Wiederschein des Kirchenjahres

Vom Adventskranz bis zum Allerseelenlicht

**„Gott, mögest Gnade uns verleih'n,
Anfang und Ende seien dein,
Des Kirchenjahres Widerschein
Soll unseres Hauses Räume weih'n."**

In vielen Familien ist es kalt und kahl geworden, und das Feuer einer gottgesegneten, einenden Liebe ist in manchen Heimen und Herzen erloschen. Darum schwelt diese Flamme oft nur und lodert nicht mehr in Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft, in Stadt und Staat, in Volk und Welt. Die Wiedergeburt und Belebung jeder Gemeinschaft fließt aus der inneren Gesundung unserer Familie. Dies weiß man allenthalben, ohne die rechte Quelle zu werten und zu würdigen, aus der der Familie Sinn und Segen zuströmen. Wer das Volk heilen will, muß die Familie heiligen.

Beseltes Feiern in der Familienrunde und inniger Kontakt des Familienlebens mit dem heiligen Jahr der Kirche lassen Wunder und Weihe der Familie erkennen und erleben. Ob die Mutter vor der hungrigen Kinderschar beim Brotanschnitt ein Kreuz über den Brotlaib zeichnet, der Vater die Lichtmeßkerze durch Stall und Scheune trägt, ob der Bauer mit den Seinen durch Feld und Flur der Dorfgemarkung schreitet und dankbar „überzählt sein blühend Glück", ob eine Familie ein Dorfkreuz hegt und schmückt, all dies gehört zur Familienfeier und Familienerziehung, die zusammenschweißt und Sinnen und Sehnen zum Schöpfer lenkt. Dies erzeugt jene religiöse Familienatmosphäre, in der neben der plannäßigen gepflegten die unbewußte Erziehung wirkt.

Dies bezieht sich auch auf den Sonntag, der mit seiner Würde und Weihe ein wirklicher Sonnentag der Seele sein und bleiben möge. „Wie dein Sonntag, so dein Sterbetag", pflegten unsere Eltern oft zu sagen. Wenn das wahr ist: erschrecken wir da nicht vor mancher Todesstunde? Dies legt vor allem den Eltern eine ungeheure Verantwortung auf. Sie sind berufen, dem Sonntag die Leere und Langweile zu nehmen und Fülle und Reichtum jenes geweihten Tages erleben zu lassen.

Das katholische Familienleben verläuft nicht nur zwischen dem Angelusläuten am Morgen und der abendlichen Betglocke, bei de-

ken Klang heute noch manche Bauern ihr Fuhrwerk anhalten oder im Felde die Mütze lüften, sondern lehnt sich an den Rhythmus des Kirchenjahres an, dessen Fest und Feier nicht nur im Gotteshaus zu begehen, sondern in Haus und Heim zu tragen sind. Dabei schadet es nicht, wenn der rein kirchliche Glanz einem irdischen Schimmer weicht, falls keine Verweltlichung oder Verniedlichung eintritt. Unser Leben ist ein bunter Regenbogen zwischen irdischem Land und ewiger Heimat.

Das Kirchenjahr strahlt in einem sinnreichen Familienbrauchtum wider, von dem aus der Zeit der Väter noch manches bewahrt, aber auch manches vergessen wurde, das ohne romantisches Sehnen und Suchen der Bewahrung und der Wiederbelebung wert gewesen wäre.

Im winterlichen Advent vereinigt sich die Familie um den Adventskranz, dessen vier rote Lichter nicht Dekoration, sondern Symbol sind, erzählt vom Christussehnen vergangener Jahrtausende und singt die vorweihnachtlichen Lieder des Harrens und Hoffens. Irgendwo ist ein Adventsspiel zur tiefernsten Familienfeier um die Herbergesuche der Gottesmutter geworden, die unter wechselnden Gebeten, Sprüchen, Lesungen und Liedern an jedem der vier Adventssonntage begangen und als Ausdruck innerer Einkehr empfunden wird.

Unvergessen bleibt der Nikolausabend, wenn er von Vater, Mutter und den Kindern gemeinsam gestaltet und gefeiert wird. Freilich trennen wir uns vom Rupprecht aus dem Sagenreich und stellen Leben und Legende des mildtätigen Bischofs in den Mittelpunkt der Familienfeier, der heute noch durch das Land geht, wie einst die Armen, die Kinder zu bescheren.

Wir Kinder freuten uns immer auf den Barbaratag. Da schritt vor Einbruch der Dämmerung die Mutter zum Kirschbaum und schnitt einige Zweige ab, die sie fast feierlich in eine Vase auf dem Ofenbrett stellte. Dann pflegte sie zu sagen: „Ihr wißt, die Blumen schlafen zur Winterszeit, bis die Frühlingssonne sie wieder weckt. Dies sind Barbarazweige. Wenn Weihnachten ist, schmücken sich die Zweige mit weißen Blüten und blühen an der Krippe. Wie die Knospen



der Barbarazweige mitten im kalten Winter treiben und Blüten bringen, so kommt auch das göttliche Kind in rauher Wintersnacht. Je mehr die Barbarazweige sich entfalten, desto weiter wollen wir unsere Herzen öffnen. Am Abend erzählte der Vater uns von der heiligen Barbara als einer der 14 Nothelfer, zu der wir als Patronin der Sterbestunde beteten. Der Luzientag wurde ähnlich begangen, und am Abend vor der Thomasnacht schüttete Großvater geweihtes Wasser und gesegnetes Salz in das Viehfutter und besprengte das Vieh mit Weihwasser, wobei er sprach: „Euch bewahre St. Thomas vor jeder Seuche und Krankheit."

Am Heiligen Abend sitzen Vater und Mutter, Ahn und Enkel zusammen in froher Erwartung der Christnacht. Einer liest das Evangelium von Christi Geburt, der andere erzählt eine fromme Weihnachtslegende, die ganze Familie singt die innigen Wiegenlieder um die stille Heilige Nacht. Es gibt Familien, da werden die Bilder der verstorbenen Angehörigen in den Lichterglanz des Christbaumes gerückt, und anderswo brennt am Lichterbaum ein eigenes Lichtlein für die Toten. Unter keinem Weihnachtsbaum fehlt die Krippe, sonst ist es kein Christbaum. Denn Mittelpunkt allen Sagens und Singens muß das Wunder von Bethlehem bleiben. Genau so innig begeht man „des Jahres letzte Stunde" und die Haussegnung am Dreikönigstag, bei der noch vielerorten die Anfangsbuchstaben der heiligen Könige auf die Türschwelle gemalt werden.

Wie gottverbunden klingt der Wunschreim an Eltern und Paten am Neujahrsmorgen, den wir in der Familie unter einem gemeinsamen Gebet für das kommende Jahr begehen:



Adventszeit — Wunschzeit
Schon wird der Wunschzettel ans Christkind fertiggestellt, denn bald ist — Weihnachten!

„Glückseliges neues Jahr!
Ich' wünsch euch viel Glück im neuen Jahr,
lang zu leben, glücklich zu sterben
und den Himmel zu erben."

Die Lichtmeßkerze trug einst die Mutter im Gefolge ihrer Kinder als besonderen Schatz des Hauses in die Truhe, bis sie bei einem tobenden Gewitter inmitten der Familie als Hort und Hoffnung göttlichen Schutzes brannte.

Die Stimmung der ernsten Fastenzeit erfüllt das Familienleben in dem nun das abendliche Rosenkranzgebet beginnt. Am Palmsonntag folgt die Familie Vater und Mutter, wenn sie den gesegneten Buchsbaumzweig in Küche und Kammer, in Stall und Scheune und auch in Feld und Flur einstecken. Die Stille der Kartage zieht auch in die Familie ein, und am großen Trauertag herrscht ein ernstes Schweigen, das nur ab und zu unterbrochen wird von dem Lärm der Jungen, die statt der Glocken zur Kirche rufen. In der Osternacht tragen wir das brennende Licht nach Hause, wie unsere Großeltern noch die vom „Judasfeuer" des Karsamstags übriggebliebenen Holz- und Palmenreste in die Form eines Kreuzes brachten und sie auf die Felder trugen.

Wie oft verliert, ach, der Weiße Sonntag, „der schönste Tag des Lebens", seine wahre Weihe durch irdischen Tand. Tisch und Kleid gelten mehr Sorgen als Herz und Seele des Kommunionkindes, und Geschenke sind wichtiger als Gebete. Möge doch dieser Tag wieder als ein gemeinsamer wirklicher Feiertag der Kirche und Familie würdig und weihevoll begangen werden.

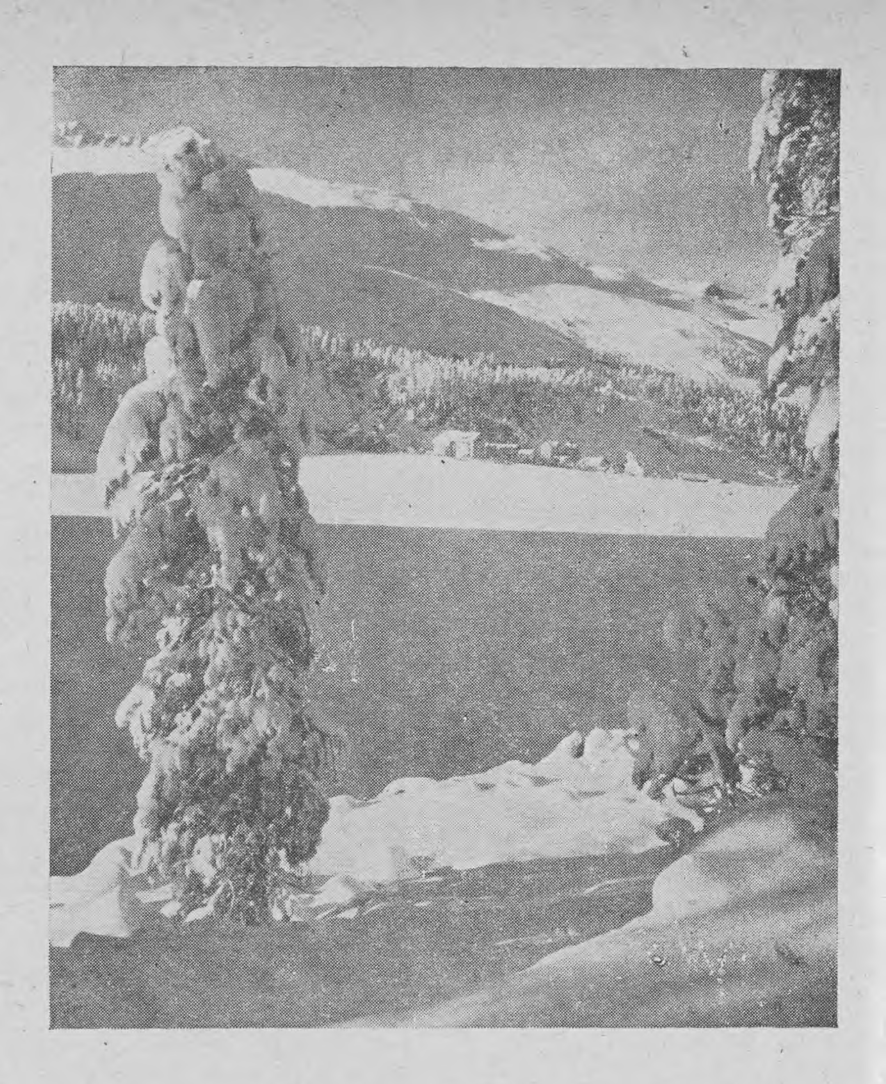
Das Marienaltärchen im Maienmonat soll nicht kindliches Kunstwerk bleiben, sondern zum Hausaltar der Familie werden, und die Hausaltäre am Fron-

leichnam sollen nicht aus menschlicher Eitelkeit errichtet und geschmückt werden, sondern jedes Familienmitglied möge einen Beitrag leisten, um den großen König zu ehren. In diesem Sinne bücken sich noch heute viele Bäuerinnen ,um die Blumen, über die der Herr gewandelt ist, daheim auf den Speicher und in die Scheune zu tragen.

Den Krautwischstrauß windet die Familiengemeinschaft: Die Kinder bringen die Wiesenblumen, Vater trägt Getreidepflanzen herbei und die Mutter fügt noch die Heil- und Küchenkräuter aus dem Garten hinzu. Die ganze Familiengemeinschaft stellt sich nach der kirchlichen Segnung unter den Schutz des Straußes, der als Sinnbild gottbefohlener Hoffnung im Hause aufbewahrt und manchmal auch dem Sterbenden unter das Haupt gelegt wird. Das Erntedankfest ist zuerst ein Familienfest, bei dem vor allem Gott schuldiger Dank gesagt wird, wobei der häusliche Erntetanz keinen Gegensatz darstellt im Sinne des Wortes „gaudete semper in domino!"

Den Armen Seelen gilt die Stille des Allerseelentages, der die ganze Familie zu Gebet und Gedenken vereint. Ich weiß, wie meine Großmutter am Vorabend von Allerseelen drei Wachskreuze von der Lichtmeßkerze an die Stubentür heftete als Sinnbild des ewigen Lichtes.

Besteht in der Familie eine solche Verbindung zu der Kirche und ihrem heiligen Jahr, dann ruht Gottes Segen auf dem Heim, das hierdurch „heimelig", das Herberg und Heimat wird. Dann singt der Volksmund recht und wahr: „Ein trautes Heim, ein frommes Haus, das ist das irdische Paradies. Da gehen die Engel ein und aus. Das ist's was Gott uns übrig ließ." R.H.



Pilger zum Ewigen

Ich sehe oft um Mitternacht,
wenn ich mein Werk getan
und niemand mehr im Hause wacht
die Stern am Himmel an.

Sie gehn dahin und her zerstreut
wie Lämmer auf der Flur,
in Rudeln auch und aufgereiht,
wie Perlen an der Schnur.

Und funkeln alle weit und breit
und funkeln rein und schön;
ich seh die große Herrlichkeit
und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unterm Himmelszelt
mein Herz mir in der Brust:
Es gibt was Bess'res in der Welt
als all ihr Schmerz und Lust.

Ich werf mich auf mein Lager hin
und liege lange wach,
und suche es nach meinem Sinn
und sehne mich danach.

Matthias Claudius

Die drei Dukaten

Es war ein Mensch wie du und ich, weder besser noch schlechter, ein armer Sünder. Was hatte er getan? Ich weiß es nicht. Einen größeren Fehler, eine schlimmere Sünde als bisher hatte er begangen, an einem Tage, da Gott ihn sicherlich zu lange sich selbst überlassen hatte. Und nun wurde er in der guten Stadt Toulouse zwischen dem Henker und dem Senat der Stadt zum Galgen geführt.

Am gleichen Tage und zur gleichen Stunde hielt der König Rene mit seiner Frau, der schönen Aude, die er unlängst in einem Nachbarlande geheiratet hatte seinen Einzug in Toulouse. Als der Königszug zum Galgen kam, sah die Königin den Verurteilten schon mit der Schlinge um den Hals auf der Leiter stehen. Sie schrie unwillkürlich auf und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Der König gebot seinem Gefolge Halt, gab dem Henker das Zeichen des Aufschubs und sagte zu den Senatoren:

„Meine Herren, die Königin bittet, ihr als Willkommensgeschenk die Begnadigung dieses Mannes zu überlassen."

Aber die Senatoren antworteten: „Sire, dieser Mann hat ein Verbrechen begangen, für das es keine Gnade gibt: und so groß unser Wunsch auch sein mag, der Königin gefällig zu sein — das Gesetz verlangt seinen Tod."

„Gibt es denn wirklich irgend ein Verbrechen auf der Welt, das nicht verziehen werden könnte?" fragte Aude schüchtern.

„Gewiß nicht" erwiderte ein königlicher Ratsherr. Und er verkündete, daß nach dem Gesetz von Toulouse jeder Verurteilte sich mit der Summe von eintausend Dukaten loskaufen könne. — „Das ist wahr", meinten die Senatoren, „wo aber soll dieser Strolch eine solche Summe hernehmen?"

Der König zog seine Geldbörse und entnahm ihr achthundert Dukaten. Die Königin jedoch mochte ihre Almosentasche noch so eifrig durchsuchen, sie fand darin nur fünfzig Dukaten.

„Ihr Herren!" sagte sie, „Genügen für diesen armen Mann nicht achthundertundfünfzig Dukaten?" — „Das Recht fordert tausend", erwiderten die unbeugsamen Senatoren.

Da sammelten alle Herren und Damen aus dem Gefolge des Königspaares sämtliches Geld, das sie bei sich hatten, und die Senatoren rechneten es zusammeen. „Neunhundertundsiebenundneunzig Dukaten!" verkündeten sie. „Es fehlen also immer noch drei Dukaten!"

„So soll dieser Mann wegen drei Dukaten gehängt werden?" rief die Königin entrüstet. — „Nicht wir verlangen es", antworteten die Senatoren, „aber niemand darf das Gesetz ändern."

Und sie gaben dem Henker ein Zeichen.

„Haltet ein!" rief die Königin. „Untersucht den Unseligen noch einmal. Vielleicht hat er drei Dukaten bei sich."

Der Henker gehorchte, durchsuchte den Verurteilten und fand in der Tasche des armen Sünders drei Golddukaten.

Christen! Der Mann, der in dieser Geschichte in so großer Todesgefahr schwebte, ist niemand anders als ihr, als ich, als die ganze sündige Menschheit. Am Tage des Letzten Gerichts wird nichts uns erretten, weder die Vermittlung der Jungfrau, noch die Fürbitte der Heiligen; wenn wir nicht die drei Dukaten der echten Reue bei uns tragen.

Ich moechte !

Ich möchte Ohren haben, die Gottes Schritte hören.
Ich möchte Augen haben, die Seine Spuren sehen.
Ich möchte Hände haben, die Seine Nähe spüren.
Ich möchte Wort sprechen, die hohe Mauern brechen.
Ich möchte Brücken wölben, die in den Herzen ruhen.
Ich möchte Dämme türmen, die trüben Fluten trotzen.
Ich möchte Brände zünden, die in die Täler lodern.
Ich möchte Glocken läuten, die alle Schläfer wecken.
Ich möchte Winde jagen, die stille Tränen trocknen.
Ich möchte Schale sein, aus der die Wandrer trinken.
Ich möchte Kerze sein, zu der Verirrte finden.
Ich möchte Weizen sein, der allen Hunger stillt.
Ich möchte Glauben haben, daß ich Dein Wort verstehe!
Ich möchte Hoffnung haben, daß alle Angst vergehe!
Ich möchte Liebe haben, daß ich vor Dir bestehe!

P. Roth S.J.

Auf Firmungsreise mit Bischof J. Bokenfohr OMI

Nach einem Bericht von K. Springer OMI, Taung

Bei herrlichstem südafrikanischen Winterwetter feierten wir Pfingsten. Bischof Johannes Bokenfohr O.M.I. war zum Feste nach Taung gekommen. In feierlichem Pontifikalamt rief er des Dreieinen Gnade und Segen auf die Schäflein seiner Herde. Besonders aber gedachte er der schwarzen Firmlinge im Norden des Bistums, die er in den nächsten Tagen und Wochen zu Rittern Christi schlagen sollte. Ich durfte Exzellenz auf der Firmungsreise begleiten.

Pfingstmontag fuhren wir nordwärts über Vryburg und Devondale nach Mafeking. Kurz hinter Mafeking verließen wir die Südafrikanische Union und überquerten die Grenze des britischen Protektorates Betschuanaland. Im Protektorat hat das Bistum Kimberley drei blühende Missionsstationen, die — von deutschen Oblaten gegründet und auf- und ausgebaut — seit Februar 1952 von irischen Passionisten geleitet werden: Lobatsi, Ramoutsa und Khale. — In Lobatsi waren es 50, in Ramoutsa 75 und in Khale 110 Gotteskinder, die der Bischof durch das Sakrament der Firmung im Heiligen Geeiste besiegelte. — In Khale begrüßte uns ein Spruchband: „Komme glücklich mit Regen!" Wir kamen; und auch der Regen kam. Zwei Tage fast regnete es, eine überraschende Seltenheit im südafrikanischen Winter. Eine andere Überraschung wartete noch unser: das Spiel einer feinen Operette in englischer Sprache. Wir waren stolz ob der Leistung unserer schwarzen Schüler und Schülerinnen.

Mit Khale hatten wir den nördlichsten Punkt unserer Reise erreicht; nun fuhren wir wieder nach Süden.

Wir besuchten Papatlo (21 Firmlinge), Mafeking, St. Marien (59 Firmlinge), Mafeking St. Antonius (35 Firmlinge), Kraapan und Devondale. Von Devondale ging es auf besonders holperigen, löcherigen Pfaden in die Kalaharisteppe nach Metsaneng und Heuningvlei. In Heuningvlei war bischöfliche „Festmesse". Wir feierten Fronleichnam in der Wüste! Nach der Festmesse, während in der katholischen deutschen Heimat Hunderttausende in feierlicher Fronleichnamsprozession durch die Städte und Dörfer zogen, spendete der Hochwürdigste Herr in der einsamen Kalaharisteppe im südlichen Afrika zehn schwarzen Katholiken die hl. Firmung!

Am Abend des Fronleichnamstages, nachdem wir noch kurz unseren im vergangenen Jahr gegründeten und heute e i n e n Katholiken und zwölf Taufbewerber zählenden Missionsposten im Reservat Tseloan besucht hatten, fuhren wir nach Devondale zurück. Nach kurzer Ruhepause ging es am Samstag weiter nach Vryburg, wo der Bischof am Sonntag wiederum firmte; in der Stadt selbst waren es 19, in der Schwarzensiedlung 43 Firmkandidaten. Montags früh ging es heim: für mich nach Taung, für den Hochwürdigsten Herrn zurück in die Diamanten- und Bischofsstadt Kimberley.

Gott allein

Wie ist doch Gott so schön,
der alles Schöne schuf!
Wie ist doch Gott so gut,
der alles Guten Urquell ist!
Wie groß ist doch die Gnadenfülle,
die er seinem Kinde verlieh!
Wie wundersam die Herrlichkeit,
die er verhieß!
Wem sollte meine Liebe gelten,
wenn nicht ihm?
Wer bietet höhern Preis wohl
für mein Herz als er?
Wem sollte ich es schenken, wenn nicht ihm,
der mir alles gab?
Wem es verkaufen, wenn nicht ihm,
der es mit seinem Blut bezahlt?
Mein armes Herz —
ist es der Liebe eines Gottes wert?
Sein Blut, sein Leben
hat er für mich hingegeben.
Und sein Himmel soll mein eigen sein.
Wollt' ich für anderes leben als für Dich —
ich wär' nicht wert zu leben.
Wollt' anders lieben ich als Dich,
mein Herz ging' in die Irre.
Wie hab' ich Dich so spät geliebt!
Wie hab' ich Dich so oft betrübt!
Von nun an ist all meine Liebe Dein,
will nichts mehr suchen als Gott allein.

Kardinaele der Kirche

von Dr. Wilhelm Sandfuchs

Wir beginnen heute mit einer Artikelreihe über Männer Gottes, die dem Papst als Berater und als Helfer in der Leitung der katholischen Weltkirche zur Seite stehen: Ueber unsere Kardinäle. Erzbischöfe und Patriarchen verschiedener Rassen und Riten, doch eins im heiligen Glauben und im Gehorsam zum Stellvertreter Christi sind sie. Auch für uns beten ,wirken und schaffen sie. Wir sollten wenigstens etwas über sie wissen. Als Titel eines jeden der folgenden Artikel über unsere Kardinäle wurde die Inschrift gewählt, die sich jeder Kardinal für sein Wappen als Lebenswahlspruch gewählt hat. Wir beginnen heute mit unserm kanadischen Kardinal Paul Emil Leger, darauf ziehen wir nach Deutschland, von Deutschland nach Rom, und von dort in die grosse Welt der katholischen Christenheit.

Apostel Jesu Christi

Paul Emil Leger — Erzbischof von Montreal

Es hat seinen tiefen Sinn, daß das Wappen des Oberhirten der kanadischen Hafenstadt Montreal ein Schiff zeigt, das auf den Wellen dahinsegelt. Denn der Träger des Wappens, Erzbischof Paul Emil Leger, kreuzte so manches Mal in der Ausübung seines priesterlichen Apostolates die Ozeane. Auf drei Kontinenten wirkte er als Priester und Erzieher. Amerika, Europa und Asien sind die Stätten seines Dienstes an den Seelen.

Die Wiege des zweitjüngsten Mitgliedes des Heiligen Kollegiums stand in Valleyfield in Kanada. Am 26. April 1904 kam er dort zur Welt. In Montreal, dem weit über 800,000 Einwohner zählenden Industrie- und Handelszentrum in der Provinz Quebec, erhielt er seine Ausbildung. Die philosophischen Studien vollendete er am St.-Theresia-Seminar. Die theologischen Fächer studierte Leger am „Großen Seminar" der Stadt. Beide Ausbildungsstätten sind seit Jahrzehnten in den Händen der Sulpizianer, jener Gemeinschaft von Weltpriestern, die seit ihrer Gründung im 17. Jahrhundet in besonderer Weise sich die Heranbildung eines tüchtigen, frommen Priesternachwuchses zur Aufgabe gesetzt hat. Die Persönlichkeit des Pariser Pfarrer Jean-Jacques Oliver, und die Gedanken seiner Gemeinschaft beeindruckten auch den kanadischen Theologiestudenten nachhaltig. Bald stand sein Entschluß fest, sein priesterliches Leben den gleichen Zielen zu widmen wie der Pfarrer Jean-Jacques Oliver von St. Sulpice.

Nach der Priesterweihe, die ihm Erzbischof Gauthier am 25. Mai 1929 in der Kathedrale St. Jacques in Montreal erteilte, verließ Paul Emil Leger seine kanadische Heimat. Im Ursprungsland der Genossenschaft, in Frankreich, verbrachte er, wie so viele kanadische Priester, entscheidende Jahre der Weiterbildung und Lehrtätigkeit. Das Sulpizianer-Seminar Issy-les-Molineaux bei Paris nahm ihn auf. In der Abgeschiedenheit und Stille des Noviziats vertiefte sich der kanadische Theologe in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten aus Frankreich und aus zahlreichen anderen Nationen in die Gedanken Jean-Jacques Olivers. „Die Einsamkeit" heißt der Aufenthalt in Issy-les-Molineaux nicht zu Unrecht in der Sprache der Genossenschaft. Diese Einsamkeit vor dem Wirken in der Öffentlichkeit wurde auch Leger zu einem starken Erlebnis. Sein Aufenthalt in Frankreich fiel in jene Zeit, in der Jean-Pierre Verdier Generaloberer der Sulpizianer wurde. Von dessen starker Persönlichkeit wurde Leger nachhaltig beeindruckt. Verdier war gleichzeitig Vize-Rektor des „Institut Catholique", der katholischen Universität von Paris. An ihr erwarb sich der kanadische Priester 1930 das Lizenziat im kanonischen Recht. Die französischen Obern, nicht zuletzt Jean-Pierre Verdier, schätzten die priesterlichen und wissenschaftlichen Fähigkeiten Legers so hoch ein, daß sie ihm 1931 die Professur des kanonischen Rechts am Institut Catholique in Paris anvertrauten und ihm kurz darauf auch den wichtigen Posten des Assistenten des Novizenmeisters der Sulpizianer übergaben.

Die dreißiger Jahre brachten der Genossenschaft der Sulpizianer die Erfüllung eines langgehegten Wunsches. Neben ihren seitherigen Wirkungsfeldern in Europa und Amerika sollten auf Veranlassung des Heiligen Vaters nunmehr auch Indochina und Japan in ihre Arbeit einbezogen werden. Es galt, tüchtige Männer für die neue Pioniertätigkeit zu finden. Auf seiner Visitationsreise durch die kanadische Provinz besprach der Generalobere Verdier, der inzwischen Erzbischof von Paris und Kardinal geworden war, auch diese Angele-

genheit mit dem Provinzial. Auf seine Veranlassung hin wurde Professor Leger damit beauftragt, gemeinsam mit einem Mitbruder, das erste Seminar in Fukuoka in Japan zu gründen. Ein Lieblingsgedanke des Gründers, Jean-Jacques Olivers, wurde damit Wirklichkeit. 1933–1939 wirkte Leger im Land der aufgehenden Sonne. Das von ihm gegründete und geleitete Seminar wurde in wachsendem Maße eine Pflanzstätte für einheimische Priester in Japan.

Nach zehnjähriger Abwesenheit in Europa und Asien kehrte Leger nach Kanada zurück. 1939 erhielt er die Professur für Sozialwissenschaften am Philosophischen Seminar von Montreal. 1940 berief ihn der Diözesanbischof zu seinem Generalvikar und zum Pfarrer an der bischöflichen Kathedrale. Als Wissenschaftler, Organisator wie als Seelsorger bewährte er sich auch in der Heimat. Gerade in Montreal, der größten Stadt Kanadas, harrten für den echten Seelsorger eine Fülle von schweren Aufgaben.

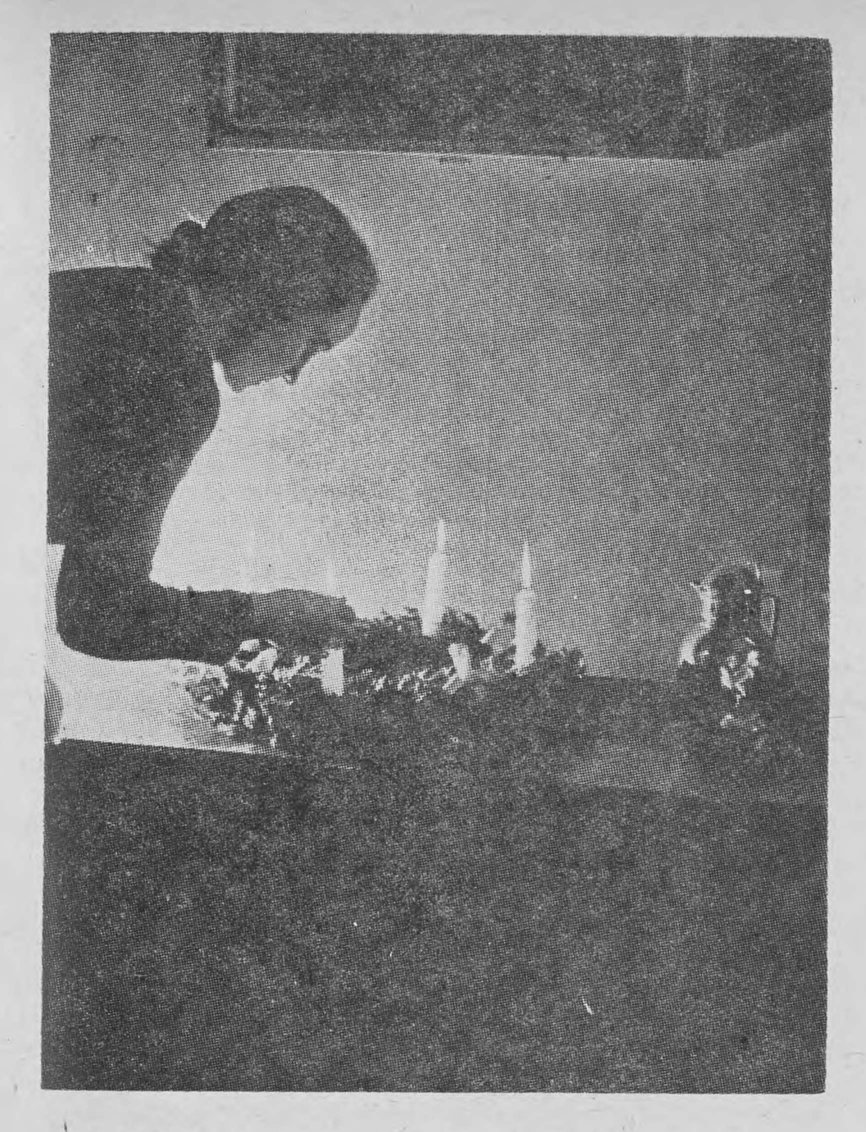
1947 galt es, das wichtige Amt des Rektors des Kanadischen Kollegs in Rom neu zu besetzen. Die Wahl fiel auf Generalvikar Leger. Wieder überquerte er den Atlantik, um der Erziehung des priesterlichen Nachwuchses dienen zu können. Die glückliche Verbindung von Wissenschaftler und Praktiker kam ihm auch bei der neuen Aufgabe zugute. Wie in Paris, in Fukuoka und in Montreal spürten auch die Studenten des Päpstlichen Kanadischen Kollegs in der Via Quattro Fontana in Rom, daß hier ein wirklicher Seelsorger die Leitung übernommen hatte.

Im Heiligen Jahr 1950 kehrte Monsignore Paul Emil Leger aus der Ewigen Stadt zurück nach Kanada. Der Rektor des Päpstlichen Kanadischen Kollegs sollte die verantwortungsschwere



Aufgabe übernehmen: Die Leitung der heimatlichen Erzdiözese. Am 25. März 1950 erfolgte seine Ernennung zum Erzbischof von Montreal, am 26. April 1950 die Konsekration. Kardinal Piazza, einer der römischen Kurienkardinäle, vollzog sie in der Basilika Santa Maria degli Angeli. „Apostolus Jesu Christi" — „Apostel Jesu Christi" — ließ sich der neuerwählte Erzbischof auf sein Wappenschild schreiben.

In echtem apostolischem Geist und echtem Apostelеifer wirkt Erzbischof Leger seitdem in seiner Erzdiözese. Montreal zählt fast eine Million Katholiken; über 65% der Diözesanen gehören dem französisch sprechenden Teil der Bevölkerung an. Des Erzbischofs Hirtensorge umfaßt alle Schichten, ohne Unterschied von Herkunft oder Sprache. Den Schwachen, den Kranken und den Einfachen jedoch, so erklärte er bei seinem Amtsantritt, wende er seine besondere Liebe zu. Ein Herzensanliegen ist dem Oberhirten die Seelsorge unter der arbeitenden Bevölkerung. Seine Stimme ist jedermann in Mon-



Lichter am Adventskranz

treal bekannt — denn täglich erklingt sie über den Rundfunk bei der Übertragung des Rosenkranzgebetes. Mit Recht konnte der Heilige Vater bei einer Audienz im Januar 1953 von dem Erzbischof von Montreal sagen: „Er hat die Erwartung seiner Herde nicht enttäuscht. Sie hat in ihm einen Vater gefunden, der sich mit ihren Nöten befaßt, der ihre Sorgen mitträgt und der alle Mittel versucht, um sie zu lindern. Das ‚Haus der Caritas', welches er gründete, ist ein Symbol für die Liebe, die ihn beseelt."

Es war eine Anerkennung einer auf drei Kontinenten erfolgten apostolischen Arbeit, als Papst Pius XII. im Januar 1953 Erzbischof Paul Emil Leger den römischen Purpur verlieh. Kanada, dessen sechs Millionen Katholiken heute 43% seiner Gesamtbevölkerung ausmachen, hat in ihm den sechsten Kardinal in der Geschichte seiner Kirche erhalten.

Nun laßt uns stille werden,
ein Lichtlein brennt!
Auf winterdunkler Erden
ward es Advent.

Wir stehen bang und warten
in Nacht und Wind,
bis uns dein Himmelsgarten
ein Blümlein bringt.

Maria, liebste Fraue,
geh du mit mir!
Wenn ich voll Sehnsucht schaue,
schau du zu mir!

Du helle Morgenröte
am Firmament,
die unsere tiefen Nöte,
wie keine kennt.

Zünd' du in allen Herzen
die Liebe an,
dann brennen tausend Kerzen
auf dunkler Bahn.

Es wär, im hellsten Scheine,
die Not zu End'.
O laß uns nicht alleine,
es ist Advent!

Nun laßt uns stille werden,
ein Lichtlein brennt.
Auf winterdunkler Erden
ist es Advent.

Will froh der heil'gen Kunde
entgegenschaun
und dir im Herzensgrunde
die Krippe baun!

Dunkler wird jegliche Nacht
– Sommer und Sonne so weit –
Schimmernde Kerze, entfacht
In der Mittwinterzeit.

Kleines Licht im Advent,
Hilf du uns finden den Ort
Wo wir erblicken das Kind,
Hören der Engel Wort.

Und bei der Flocken Fall
Zieh'n wir von nah und fern,
Suchen den nächtlichen Stall
Und den erlösenden Stern!

Irene Gayda

Richter, richte recht!

von Fritz Walter-Kottenkamp

Dorfrichter, ein hohes Amt. Das höchste in der Gemeinde. Aber als man es dem Baltzer anbot, dem Oheim, ergaben sich Schwierigkeiten. Er wollte nicht. Dreimal hatte der Oberamtmann in seinem Korbwägelchen zu uns herauskutschieren müssen. Und auch da wollte er es nocht nicht tun.

Das hatte nichts mit Lässigkeit zu tun. Noch weniger mit einem Mangel an Gemeinsinn. Einzig: Er nahm es mit seiner Verantwortung ernst. „Viel zu ernst", meinte der Oberamtmann, den man ja heutzutage Landrat oder, je nachdem, Kreisdirektor nennen muß. Einmal vertat er sich? „Bitt Euch! So'n bißchen Amt! Was gibt es da schon! Alle paar Wochen ein Bagatellfall."

Daraufhin hatte der Baltzer-Ohm ein Gesicht gemacht, daß der hohe Herr beinahe rot angelaufen wäre. „Bagatellen, sagen Sie? Gerechtigkeit muß sein, auch im Kleinen. Gerade da. — Aber Gerechtigkeit ist schwer."

Es ergab sich, daß man in bezug auf Gerechtigkeit nicht übereinstimmte, wenigstens soweit es sich um die Rechtssprechung handelte. Der Oberamtmann verstand unter Gerechtigkeit: die Gesetze und ihren Vollzug. Aber der Ohm hatte eine Manier, mit der flachen Hand über den Tisch zu streichen, als gälte es, ihn blank zu wischen. „Gesetze", erklärte er, „sind nicht die Gerechtigkeit. Oft sind sie das Gegenteil. Wer macht sie? Rechtsschaffene, gewiß. Sind sie allwissend? Allweise? Gesetze können brennend Unrecht sein." Damit war gesagt, daß der Baltzer-Ohm sich nicht dafür hergab, Gesetze zu vollziehen.

Der Oberamtmann hatte harte Mühe, seinen Mann zu stehen. Sie saßen dabei jeweils vor dem Haus unter dem großen Nußbaum, befaßten sich mit jungen Nüssen und gequellten Kastanien, auf dem Tisch stand ein Steinkrug mit Brausenmost, der in die Nase stieg. Solcher Most ist schweißtreibend. Das empfanden sie beide.

Der Ohm: „Gerechtigkeit, und das im Gemeinwesen! Laßt mir mein' Ruh!" Aber man kennt ja diese Oberamtmänner. Wollen sie absolut etwas durchsetzen: Verlaßt Euch darauf, sie setzen es durch.

„Baltzer! Gerade darum, weil Gerechtigkeit so schwer ist! Ich muß einen haben wie Euch! Seht doch: Das gemeine Volk muß ein völlig Vertrauen haben zur öffentlichen Gerechtigkeit! Es muß auf sie vertrauen können wie auf den Herrgott. Sonst ist alle Verwaltung für die Katz'! Es erwachsen uns Auffässige, und sie nehmen überhand. Dann geht alles drunter und drüber." Ob der Baltzer-Ohm die Dinge ebenso sah oder nicht: Wenige Minuten später zog der Oberamtmann ein Pergament aus der Aktenmappe und schrieb seinen Namen unter die Bestallungsurkunde. Es geschah, nachdem der Ohm gesagt hatte: „In Gottes Namen."

Sagte er so, dann meinte er es auch so. Wörtlich. Deshalb war es seine erste Amtshandlung, daß er sich eine Holztafel machen ließ, und darauf mußte mit dem Glühstift eingebrannt sein: „Richter, richte recht! Gott ist der Herr! Und du sein Knecht." Sie mußte über seinem Schreibsekretär aufgehängt werden und hing da bis zu seinem letzten Lebenstage. Denn er starb wie jedes gute Pferd in den Sielen. Und es ist in unseren Waldgemeinden während seiner Amtszeit kein einziges Urteil ergangen ohne Aufblick zu diesem Spruch.

„Alle paar Wochen einmal einen Bagatellfall", — was so ein Oberamtmann sich vorstellt. Gewiß, was die Flurhüter, die Waldläufer und auch die Ortsdiener aus ihren Meldebüchern vortrugen, um sich als dienstfertig zu erweisen, mochte als derlei angesehen werden. „Der Boos-Martin: Jungbuch' abgestämmt." Ja, ja, aber der Martin: Die Langwied gebrochen. (Der Mittelbaum zwischen Vorder- und Hinterachse). Wieso sich anders helfen können! Andererseits: Die Jungbuche hatte er in die Sägmühle gefahren, drei starke Sparren hat sie hergegeben, weithin sichtbar standen sie protzig am Vorderdach. „Drei Taler in die Gemeindekass'!" Vom Holzhändler hätte er sie für das Halbfache bekommen.

„Betr. Verbotenerweis Holzsammeln." Im Meldebericht des Krekel-Michel waren gleich vier Weiber mit Namen genannt, „die wo alles in der Morgenfrüh noch vor dem Betzeitläuten Leseholz aus dem Wald geschleppt haben, for um Kaffee zu kochen." — „Noch eine solche Anzeig, und ich steck dich ins Spritzenhaus. Geh weg. Morgen früh hilfst ihnen. Verstanden?"

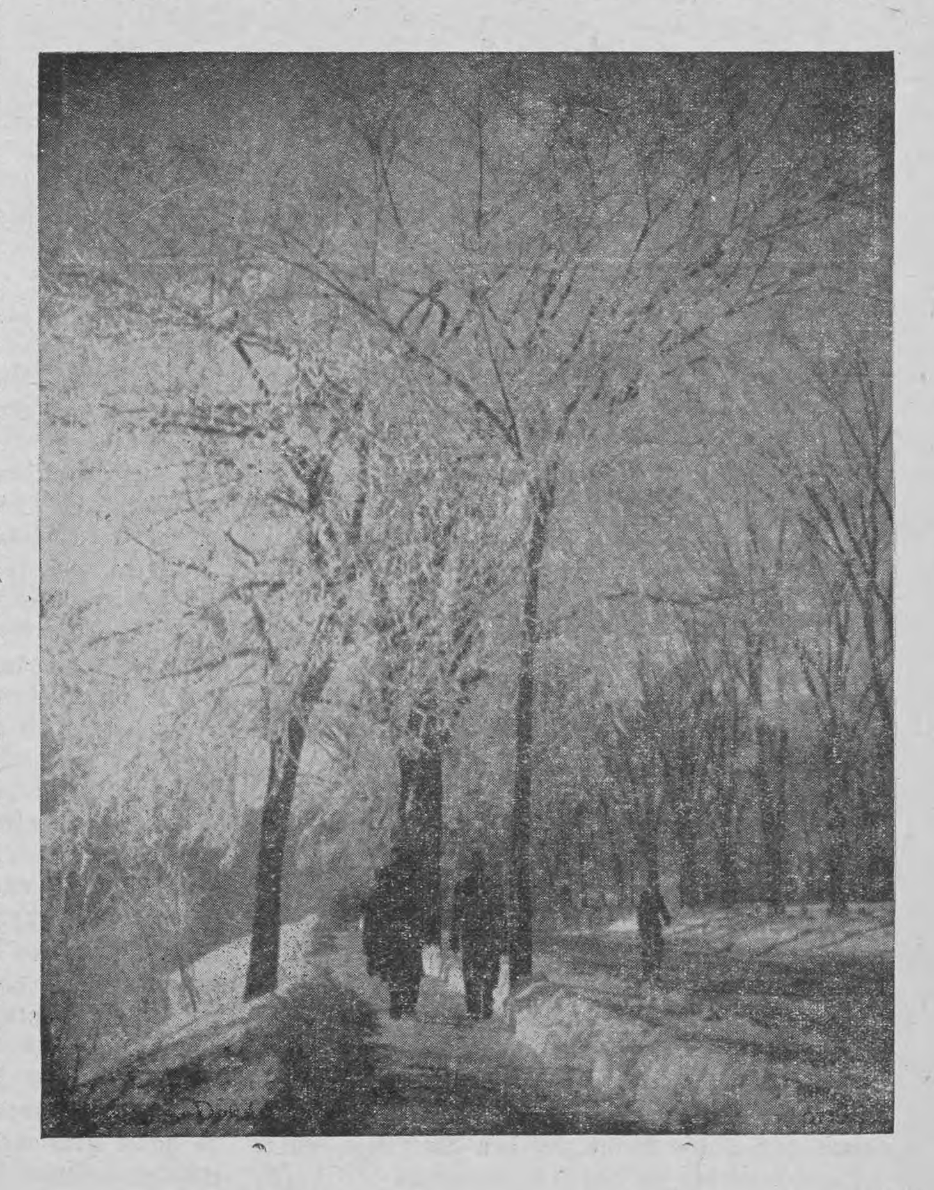
Die Sache mit der Bewässerung war weitaus schwieriger. Der Baltzer bekam es mit den Advokaten zu tun. Alle Wasser-

rechts-Beteiligten taten sich zusammen und gingen gegen ihn an, durch alle Instanzen. Als sie überall unterlagen, verschworen sie sich, ihm das Haus anzuzünden. Der Landschandarm hatte Wind bekommen. Ehe sie sichs versahen, saßen sie im Spritzenhaus, wo unsere Feuerspritz friedlich verstaubte und verrostete. Der Brigadier eröffnete ihnen, sie würden am nächsten Morgen auf dem Dorfanger öffentlich abgeurteilt. Aber der Baltzer schloß ihnen noch vor dem Sechseläuten die Hintertür auf: „Geht heim; Hornochsen, ihr!"

Als die „Zigeunerin", wie man sie nannte (dabei hatte sie einen Heimatsschein aus einem Dorf im Eichsfeld), in ihrem Wohnwagen ein Kind bekam, mußte es natürlich getauft werden. Dafür gehören Paten. Aber wer gab sich dafür her? Bei einem Kesselflicker Pate stehen! Der Mann ging barfuß, aber er hatte einen stattlichen Bratenrock. Einen Bürger zwangsweise zur Patenschaft zu verpflichten, ging nicht an. Ein solches Edikt entbehrte der gesetzlichen Grundlage. Auf den Ortsdiener und die Waldhüter einen Druck auszuüben, widerstrebte dem Baltzer. Patenschaft muß aus dem Herzen kommen. So ging er selbst mit der Hebamme und dem Kesselflicker zur Kirche. Unser Familienstamm hat nachmals großen Nutzen davon gehabt. Die Wohnwagenleute hatten Geld und ein Haus irgendwo hinter Regensburg. Sie kauften dem Baltzer zu Ehren den ganzen Wiesenplan am Bach entlang und schenkten ihn der Gemeinde, damit die Kreisstraße bis an den Berg hin verlängert werden konnte. Aber, hieß ihre Bedingung, sie mußte nach dem Baltzer genannt werden.

Das Schwierigste von allem: Die Eheverhältnisse. Als es amtskundig geworden, daß der Brechtl-Martin sein Ehegespons grausam verprügelt hatte, sah der Baltzer erst gar nicht lange im Gesetzbuch nach. „Her mit ihm!" und er gab ihm tüchtig eine rechts und links um die Ohren. Dann sperrte er ihn eigenhändig in den Kotter: „Die Brechtlin her! „Sie soll ihn durchprügeln, soviel sie will! Unter Aufsicht des Ortsdieners!" Aber es wurde nichts daraus. Die Brechtlin kam gerannt: „Nein! Nein! Er ist ja der Allerbeste! Steinschlagen halt, in der Hitz', macht so viel Staub und Durst, — und er kann so wenig Reuschiges vertragen!" — Der Steinschläger bekam einen Taler Strafe, der Ohm nahm ihn aus der eigenen Hosentasche, und die Brechtlin bekam ein Töpfchen mit Schweineschmalz mit heim. „Damit einreiben!" befahl er. Und unter sein Urteil schrieb er die alten drei Buchstaben: „V. r. w." — „Von rechts wegen."

Dem Viehhändler hingegen entzog er die Konzession. Ein Unsinn. Der Mann brauchte keine, es war ja Gewerbefreiheit. Aber er war ein Schädling. Nächtlicherweil mit den Bauern Tarock gespielt, ihnen das beste Weidevieh abgeluxt, — in den Kotter mit ihm. Davor blieb der Mann bewahrt. Er hatte es advokatisch ge-



macht, und eine Zeitung hatte einen Artikel gebracht: „Der Dorftyrann."

Doch dann die Sache mit der Mali und dem Großknecht vom Lohnerhof. Amtskundig geworden, daß sie einander groß Unrecht getan. Sie: ihm am Faschingsabend hinterwärts die Hosenträger abgezwickt und ihn auf solche Weis' außer Stand gesetzt, die Müller-Loni an sich zu drücken. Ihm am heiligen Pfingsttag, als er unter dem Birnbaum schlief, die eine Schnurrbarthälfte abgezwickt, abermals mit deutlichem Bezug auf besagte Müller-Loni. Er: Ihr am großen Laurentiustag, als sie ausersehen war, mit der dreistöckigen Krone hinter dem großen Standbild des Heiligen einherzuschreiten, das Staatsgewand, ganz in Schneeweiß und Himmelblau, auf der rückwärtigen Altane am Bügel hängend, entführt, tückischerweis, es im Paramentenschrank der Sakristei verborgen, wo man es erst viel zu spät entdeckte, — nie ist eine Mädchenseele so grausam mißhandelt worden.

Vorgeladen, standen sie beide da, voller Trotz. Und ein jedes sah in einen anderen Winkel unserer Stube.

„Aussagen", befahl der Baltzer-Ohm. Unter Hinweis auf die heilige Pflicht, vor Gericht die reine Wahrheit zu sagen.

Da brach es aus ihnen heraus, wie ein Wildwasser. Alles Geröll des Lebens wurde aufgewühlt. Aller Schimpf kam zutage, der große wie der geringe.

Aufmerksam hörte sich's der Baltzer an. Dann verfügte er, nach kurzem Aufblick zu der Tafel mit dem Holzbrand-Spruch: „Z'samm heiraten! Sofort! Auf der Stell!" Der einbeinige Gemeindesekretär hatte unverzüglich die Papiere für den Aushang fertig zu machen.

Auf diese Weise ist einer zum himmelbesten Mütterchen gekommen, landauf und ab. Und das bin ich, — wenn nun doch einmal die Wahrheit gesagt werden soll.

Die Hochzeit ohne Alkohol

In einem amerikanischen Dorf machte ich eine Hochzeit mit. In der Kirche geht es sehr feierlich zu. Besonders tiefen Eindruck macht es auf mich, wie die neugetraute Gattin nach dem letzten Evangelium sich erhebt, ihren großen Strauß nimmt und hinübergeht zum Muttergottesaltar. Dort bittet sie die Gottesmutter um den Segen für ihre Ehe und legt die Blumen zu ihren Füßen nieder.

In der Sakristei sagt der Pfarrer zu mir: „Um ½12 Uhr ist ist das Hochzeitsmahl, Sie sind herzlich dazu eingeladen. Es gibt ein gutes Essen, nur keinen Alkohol!" „Was, gar keinen Alkohol?" wundere ich mich. „Nein, das ist hier so Sitte, Sie können sich denken warum!" Tatsächlich, das Essen ist sehr reichlich, die Stimmung glänzend, aber alles geht ohne Alkohol. Abends mache ich mir Gedanken darüber. Hier bedenkt man, auf den Hochzeitstag folgt die Brautnacht und man nimmt Rücksicht auf das erste Kind, das vielleicht dieser Rücksicht bedarf. Welch tiefe Ehrfurcht vor dem Kinde, welches Verantwortungsgefühl vor der höchsten Aufgabe zweier Eheleute, die da neues Leben zeugen!

Habt ihr als christliche Eheleute immer diese tiefe Ehrfurcht vor dem neuen Leben, das kommen kann, wenn ihr einander begegnet? Ob der Amerikaner einmal die Beine auf den Tisch legt, ob er beide Hände bis an den Ellenbogen in der Tasche hat oder nicht, das ist dem Herrgott einerlei; nicht aber, wie sich die tiefste Vereinigung zweier Eheleute vollzieht. Wir haben viel schönes altes Brauchtum im Lande, aber dazu manches unheilige Brauchtum, gerade in Verbindung mit dem Alkohol, mit den alten deutschen Trinksitten. Amerika hat die „Prohibition", das völlige gesetzliche Alkoholverbot als der menschlichen Freiheit unwürdig wieder abgeschafft. Auch Gottes Offenbarung verbietet nirgendwo ein Glas Wein in Ehren. Sonst hätte Christus nicht das Wunder auf der Hochzeit zu Kana gewirkt. Aber wo der Alkohol die Gesundheit des kommenden Lebens bedroht, wo er den trunkenen Vater zur lächerlichen Figur vor den Kindern macht, oder auch nur unseren bescheiden gewordenen Geldbeutel allzusehr belastet, sollten wir da nicht genau so den Zwang alter Trinksitten abschaffen, wie wir manchen politischen Zwang abgeschafft haben? Sollte deine Liebe und Sorge um das Kind nicht so groß sein, daß du auf den Alkohol verzichten kannst, wenn es gerade besser ist für dein Kind? Es soll lernen, daß man auch einmal ohne Alkohol fröhlich sein kann, soll sich die innere Freiheit ihm gegenüber wahren. Dann kann es, älter geworden, ruhig ein Glas Wein oder Bier trinken, es wird nicht zum Sklaven des Alkohols werden. Ich danke es heute noch meinem Vater, daß ich ihn nie betrunken gesehen habe. Alfred Beer



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Mit unserer heutigen Ausgabe beginnen wir einen neuen Roman. "Heimat aus Gottes Hand", ein Roman aus den Bergen von dem bekannten Schriftsteller Luis Trenker. Das Buch erschien im C. Bertelsmann Verlag und wurde uns freundlicherweise von diesem Verlag zum Abdruck überlassen. Unsere Leser kennen bereits durch die wiederholten Buchbesprechungen diesen Verlag und wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals alle auf die Werke desselben aufmerksam machen. Wenn sie ein Freund des guten Buches sind, dann finden Sie gerade in den Verzeichnissen dieses Verlages das Richtige für sie. Lesen sie das gute Bertelsmann-Buch und sie unterstützen dadurch nicht nur den Verlag selbst, sondern auch den Marienboten. Wir möchten an dieser Stelle dem C. Bertels mann Verlag nochmals danken, für seine grosszügige Unterstützung, die er uns im letzten Jahr gewährte, und ganz besonders für die Ueberlassung des neuen Romanes. Möge die Zukunft das zwischen Gütersloh und Battleford geknüpfte Band weiterhin bestärken zum Besten des Verlages und unserer Leser.

Die Redaktion

I

„Im Anfang war Er, allein, von ewig her, und was er schuf, Fioll, mit Berg und Wald, mit Vieh und Leut, war erst nicht mehr als bloß ein Gedanke in seinem Herzen."

So begann die Mutter Agnes zu erzählen. Ihre Stimme klang anders als sonst, feierlich, ganz für diesen Tag, den ersten Sonntag im Advent. Es war still in der Stube. Der kleine Christoph saß der Mutter zu Füßen und lauschte mit bangem Herzen. Sie fuhr fort:

„Wie, dachte er, wenn er es nun doch versuchen würde mit den Menschen? Alles, was ihnen not war im Leben, wollte er in die Erde setzen. Nach seinem eigenen Bilde sollten sie werden, ihm und sich selbst zum Wohlgefallen.

Also stand er in der Welt, wo alles noch finster war und so grausam verlassen wie der wilde Schlund im Eurlay. Da setzte er mit gewaltiger Kraft erst das helle Gestirn, die Sonne, in den Himmel und befahl ihr, den Weg zu gehen vom Morgen bis zum Abend. Nachts aber, damit nichts mehr an Not und Finsternis gemahne, rief er den Mond herbei und streute, zum größeren Troste noch, die

goldenen Sterne weit über das unendliche Firmament. Dann setzte er sein heiliges Werk fort. Das Wasser rauschte von seiner Hand nieder, der wilde Eisack stürmte heran und wilder noch der Tschoibach, dem du es noch heute anmerkst, Christoph, woher die Kraft kommt, die in ihm liegt. Darauf hub er an, das Land zu bilden, voll Kraft, mit seinen beiden Händen, auf daß ein Festes würde, auf das er das Leben stellen könnte. Hoch baute er auf, was an Stein um ihn war. Aus dem härtesten Fels schuf er den Rojenberg. Dann wuchs das innere Raschötz, das äußere, die Täler und die Almen alle, die man vom Rojenberg sehen kann, und noch viel, viel mehr und auch der Schlern. Wie er aber auf seine Arbeit hinschaute, da war ihm das Land noch zu gutmütig und zu sanft, also daß er fürchtete, es könnte das Leben, das er drein wollte setzen, zu leicht gehen und die Menschen würden darüber ihn selbst, der ihnen dies gebaut, vergessen. Darum ging er noch einmal mit neuer Lust an die Arbeit, ließ gewaltige Meeresstürme kommen und gehen, dreimal hintereinander, so wuchs die Sellagruppe. Aber auch die ist nicht das geworden, was der liebe Gott eigentlich wollte. Sie war noch dem schweren, breiten Schlern zu ähnlich. Darum ließ er aus den Tiefen der Meere noch einen Berg erstehen, Turm an Turm und Grat an Grat setzte er übereinander aus den sinkenden Meeresfluten schier bis an das Gewölbe des Himmels hinauf. So entstand jener eine Berg, der in Schönheit, edler Form und Linie alle andern überragte und in seinen Maßen ganz nach dem Willen des Erschaffers war. Größe und Anmut, Urkraft und göttliche Harmonie verliehen ihm Leben und Ewigkeit. Seine Füße badeten in den kühlen Wiesen der Seiseralmen, aus deren Gründen die Flanken sich emporschwangen zum Gipfel, dessen Scheitel der Himmel berührte. Man nennt ihn den Langkofel."

Als er vom Langkofel hörte, hob sogar Lukas, der am Tische saß und an etwas Besonderem schnitzte, den Kopf und horchte der Stimme der Mutter nach.

„So schaute der liebe Gott nun auf den Berg und das Tal weitum und dachte darüber nach, wie er es noch schöner hätte machen können; denn noch war der große, breite Rojenberg, nackt und bloß, ein grober, dunkler Stein, und wilde, rauhe Schluchten die Täler. So glitt seine Hand über die Flanken der Berge, als wolle er sie segnen, und nun brach der grüne dunkle Wald hervor. Wald, Wald ohne Ende, die festen, dunklen Zirben zuhöchst, heiter darauf im Spiele, wie nur nebenbei geschaffen, die zarten Lärchen und dann das Volk der Fichten und Tannen. So wurde der Lärchenwald, so der Tschanwald, so der finstere Pralötzerforst. Wo aber das Gebirg ebener liegt, hielt er den Wald auf und setzte die Almen hin, die Seiseralmen mit ihren weiten Böden, die Fegeralm, die das beste Futter hat, und auf dem Rojenberg die große Haide, die langen Wiesen, die blumigen Hausleiten, den großen Grundacker, den weiten Talhein mit deen Apfel- und Birnbäumen und die Weingärten.

„Wie er dann alles so betrachtete und es sah in der frohen Pracht und Fülle, freute er sich schon, daß er das Getier rufen konnte, damit es darin lebte, jedes nach seiner Art. Da sprang die Gemse ins Gewänd, Hirsch und Reh in den Wald. Den großen Hahn setzte er auf die höchsten Lärchen, den kleinen auf die Zirben zur Balz. Dann warf er tausendfach die Vögel in die Luft. die Nachtigallen, Pirole, Amseln, Finken, Lerchen und Falken, die Tauben und Möwen; das flatterte auf und begann zu pfeifen und zu singen, dem, der es geschaffen hatte, zu Lob und Preis."

Jetzt atmete Christoph schwer auf, hob die kleinen Händchen zur Mutter empor, beschrieb einige Kreise und fragte:

„So hat er auch die Geier geschaffen in der Luft?"

„Den Geier auch, Christoph!"

„Und die Drossel in den Stauden?"

„Auch!"

„Wie ist das Mutter? Ich hab' es doch selber gesehen, gestern im Lärchenwald oben, wie ein Geier eine Drossel geschlagen hat. Ist dies nach Gottes Willen, er hat ja beide mit der gleichen Hand erschaffen?"

Die Mutter strich Christoph über das Haar.

„Wird wohl seine Zulassung sein, daß die Wesen, die er erschaffen, einander auch Leid antun müssen, Christoph", sagte sie ernst, „denn auch das Leid kommt von Gott."

Eine Weile schwieg sie und blickte auf den Knaben nieder, der nun mit großen Augen nachdenklich zu Boden blickte. Ja, so war er, der jüngste ihrer drei Buben. Christoph! Voll wunderlicher Gedanken immer! Alles, was er erlebte, nahm er tiefer und ernster als die andern. Er kam aus ihrer eigensten Art. Schon im Äußeren war das zu erkennen. Er war dunkel wie sie, die Mutter, schwarz das Haar, das Antlitz sonngebräunt, die Augen seltsam groß, lebhaft und fragend. Es konnte geschehen, wie es eben in dieser Stunde war, daß aus diesen Augen ein fremder Glanz hervorbrach, daß die Mutter darüber schier erschrak, nicht kindlich mehr, nicht knabenhaft, sondern, als wisse er von den Rätseln des Lebens und stünde allem Erschaffenen näher als die Menschen um ihn.

„Mutter, erzähle weiter, bitte, bitte!"

Da faßte sich die Mutter wieder:

„Und dann, Christoph, schuf der liebe Gott die Menschen."

Da ging die Tür. Der Fioller trat in die Stube. Er kam vom Stalle, hatte dort nach der Kuh gesehen, die vergangene Nacht das Kalb geworfen hatte. Anselm war bei ihm.

„Den Menschen? Welchen Menschen, Mutter?" fragte Christoph.

„Den allerersten Menschen, Christoph, den ersten Bauer". sagte die Mutter, doch ihre Stimme klang ein ganz klein wenig verändert nun.

„Und nun?" drängte Christoph.

„Dann stellte er ihn mitten in die Welt hinein, die er für ihn geschaffen, hinein in Wald und Feld, in Wiese und Acker, zeigte ihm das Vieh auf der Weide, Kuh, Kälber, Schäflein, Ochs und Pferd im Stall, damit er ein rechter Bauer könnte sein hier auf Fioll."

Da wandte sich der Fiolleer um. Sie sah sein Antlitz, schmal und hart, wie aus Holz geschnitten, kantig die hohe Stirn mit dem engen, ein wenig eingefallenen Schläfen, das Haar hell, die Augen grau und scharf, von der Art, wie sie Menschen haben, die viel ins Weite sehen, der Mund streng, ein schmaler Strich nur, doch Kraft und Wille in dem festen, wohlgestalteten Kinn. Anselm, wie er neben dem Vater stand, glich ihm völlig.

„Was erzählst du da?" fragte der Bauer mühsam. Seine Stimme klang rauh.

Die Bäuerin sah ein wenig auf, doch sie schwieg.

„Gott hat die Welt erschaffen", rief Christoph dazwischen. Er sprach es nach der Schrift, wie der Pfarrer sprach in der Kirche, leise Angst schlug ihm in die Stimme. Vielleicht war es dem Vater unlieb, was die Mutter erzählt hatte. So rief der Bub noch wie im leichten Trotz:

„Und den Menschen auch!"

Der Bauer sah zu Christoph hin.

„Erschaffen, ja, den Menschen den ersten auf Fioll!" rief er. „Doch als dieser die Augen auftat, was glaubst du, hat er gesehen? Eine Wildnis, der Rojenberg öde und wüst! Ein rauhes Gestrüpp die langen Wiesen! Stauden, Unkraut und Mißwuchs überall! Steine! Wilde, reißende Tiere, Sturm, Kälte und Schnee! Das war es, was Gott dem ersten Fioller mitgegeben hat. Dieser erste aber, der Fioller, hat die Axt genommen und den Wald gebrochen. Wo die Axt nicht reichte, hat er es mit dem Brand getan. Dann hat er das erste Korn in die Asche geworfen. Auf seinem Rücken hat er die gute Erde zusammengetragen und den großen Grundacker aufgetan. Er hat Wiesen gerodet, das Gras geschnitten. Er hat den wilden Bäumen, die nur bittere, steinharte Früchte trugen, das Edelreis aufgesetzt, daß Apfel und Birne süß gerieten, besser denn weitum im Land. Weiter unten im Ried aber, wo die Grunderde locker und trocken ist und die Sonne mehr Kraft hat, hat er die Reben gepflanzt und den Weizen gezogen, den roten „Fioller Ried". Was er aber in seinem Leben nicht zu End bringen konnte, dieser erste Bauer zu Fioll, das hieß er seinen Sohn tun. Was der nicht schaffen konnte, gab dieser dem dritten weiter, und so ist, was Gott und die Fioller mit seiner Hilfe geschaffen, in unsere Zeit gekommen."

Der Bauer schwieg und blickte zu Agnes hin.

Die Bäuerin hatte ihm ruhig zugehört. Mit dem Handrücken strich sie nun eine Strähne des samtschwarzen Haares zurück, das ihr in die klare, schöne Stirn gefallen war. Ihr Antlitz war ebenmäßig, die Hautfarbe pfirsichfarben, südlich, der Mund schmal und schön, große Güte ausströmend, ihre Gestalt war schmächtig, zierlich fast, zu zart eben, dachte der Bauer, für ein Leben, wie es auf Fioll ging. Ja, im Grunde war Agnes halt doch eine Fremde geblieben auf dem Hofe, seit er sie über das Joch nach Rojenberg geholt hatte. Aber sie war jung und viel schöner als die Frauen hierzulande.

Agnes spürte den letzten Vorwurf, der in seinen Worten lag und mehr noch in seinem Blicke, einen Vorwurf, der gegen ihn selbst ging; denn wohl kein Fioller war jemals, wenn er sein Weib gesucht hatte, so weit vom Hofe fort bis ins Ladinische gekommen. Weiber — das war das einzig Ungewisse auf Fioll; denn sonst ging dort alles, was die Zeit von den Menschen forderte, seit je durch Herkunft und Brauch seinen sicheren Weg. Hatte sie ihm nicht die Söhne geboren, Christoph, Anselm und Lukas? Gewiß! Aber war damit nicht erst recht jenes Ungewisse in das Geschlecht gekommen, das er, der Bauer, so sehr fürchtete? Anselm mit dem hellen, fast weißblonden Haar, den schmalen Hüften, den grauen Augen, hochaufgeschossen, obwohl nur das eine Jahr älter, doch schon einen Kopf größer als Christoph! Ja, das war wohl ein Fiollersohn, einer von der Art, wie der erste Fioller gewesen sein mochte.

Anselm sah jetzt zum Vater auf. Immer ein Fioller gleich dem andern — das war ganz nach seinem Sinn. So ging das Leben hier. Eine Frage freilich hatte Anselm schon lange auf dem Herzen. Doch er wartete damit noch. Vielleicht sprach der Vater weiter. Es war ja selten genug, daß er von solchen Dingen redete.

Also blickte der vierzehnjährige Anselm erst einmal zu Lukas, dem ältesten der drei Fiollerbuben, hin, der sein Werkzeug über den ganzen Tisch verstreut hatte und eben einen hölzernen Flügel in die

Welle schraubte, die er geschnitzt hatte. Anselm sah ihm eine Weile zu. Aber als der Vater sich schweigend zum Fenster wandte, fand er, daß es Zeit wäre, seine Frage zu stellen.

„Und welcher ist es immer gewesen, Vater", zögernd kamen Anselm die Worte, „welcher der Buben, dem jeweils der Bauer zu Fioll seinen Hof übergeben hat?"

Da stand die Frage.

Anselm sah rasch auf Lukas. Doch dieser war ganz in seine Arbeit vertieft. Er hatte wohl garnicht gehört, worum es ging. Die Mutter aber sah mit Staunen und Sorge im Blick auf Anselm hin.

Der Fioller riß mit raschem Ruck seine Schulter herum, wie es so seine Art war, wandte sich zu Anselm und sah ihm ruhig und durchdringend in die Augen.

Anselm sah wohl, wie es dem Vater um die Mundwinkel zuckte. Das, wußte er, war der Anfang zu einem Lächeln. Weiter kam der Vater nie. Doch für Anselm war es in diesem Augenblick genug. Es war wohl bloß, weil die Mutter so seltsam mit ihren guten Augen auf den Bauer blickte, daß dieses Lächeln bald wieder aus seinen Zügen verschwand.

Anselm stemmte die Füße fest auf den Boden, als suche er einen guten Stand für die Antwort, die nun käme, daß sie ihn nicht umwürfe vor Freude. Oder hatte er nicht eben im Stalle mit dem Vater gesprochen, ganz wie Bauern miteinander sprechen? Der Vater hatte ihn gefragt, was er, Anselm, mit dem Kalb tun würde, da es doch ein Stierkalb wäre? Und er war mit seiner Antwort zufrieden gewesen. Lukas wußte wohl gar nichts von dem Kalbe. Jetzt schraubte er den andern Flügel ein. Was galt ihm in dieser Stunde Fioll, was die Welt? Wenn er nur dieses fertig brachte, was er da vorhatte. Eine heikle Arbeit fürwahr, wie alles andere. Den mußte ein Bursch, wie Lukas einer war, mit seinen eigenen Händen erschaffen.

Da aber geschah es, daß Christoph, der immer mit seinen Gedanken weiß Gott wo in der Welt herumlief, den Mund auftat, ehe sich der Vater zu einer Antwort entschließen konnte, und mit großen, verwunderten Augen fragte:

„Fioll, Mutter? Ist der Name auch von Gott?"

Der Bauer wartete, was die Mutter darauf antworten würde.

„Der Name ist tief wie ein Brunnen, Christoph. Es fließt das helle, klare Wasser daraus jeden Tag, aber der Grund ist so dunkel, daß ihn niemand sehen kann!"

Das war wieder jenes Fremde, Unnahbare an dieser Frau. Es kam ihm so fern, so verlassen. Was er bei seinem Weibe nur mit bitterem Schweigen bannen konnte, bei Christoph, dem Sohn wollte er diese fremde Gewalt mit beiden Fäusten niederzwingen.

„Nichts ist dunkel daran", rief er streng, und eine Falte des Unmutes trat auf seine Stirn. „Mach deine Augen auf! Kennst du das Wappen nicht, das über unserem Tore hängt? Was ist darin?"

Christoph starrten ins Leere. Sein Gesicht blieb ohne Bewegung. Er sprach, als spräche er nur zu der Wand hin, an welcher sein Vater stand.

„Es ist eine schöne Blume darin!"

„Eine Blume? Bah!"

„Ja, die Blume Viola!" beharrte Christoph.

„Dummer Bub, ausgerechnet ein Blümlein ins Wappen, da auf Fioll nichts als nur Kampf und Arbeit war? Sieh das Zeichen richtig an! Einmal ist es, wie es die Pranke eines Bären schlägt, jenes Bären, den der erste Fioller erschlagen mußte, damit Weide und Alm oben im Frieden blieben!"

„Nicht bloß erschlagen", fügte Anselm rasch hinzu, der zeigen wollte, daß er wohl der Antwort des Vaters würdig gewesen wäre, einer Antwort, so etwa, daß zwar Brauch und Gesetz den Hof dem Ältesten zuschrieben, doch daß auf Fioll mehr noch gelten würde, was einer zur Arbeit taugte. „Erwürgt hat er ihn mit seinen Fäusten, den Bären! Dabei hat der ihm die Pranke ins Fleisch geschlagen, wie es im Wappen zu sehen ist!"

„Ich sehe es anders", rief Lukas nun plötzlich mit seiner frohen Knabenstimme, „für Viola, ein Veilchen, sind die vier Blätter zu regelmäßig. Der Pranke eines Bären aber ist's noch weniger, Anselm. So ein Bärenhieb müßte anders sein, kräftiger. Das Wappen zeigt doch genau vier Flügel um eine feste Welle!" — Er hielt die Welle hoch, an der er gearbeitet hatte. „Genau wie hier! Das heißt, nicht genau so; denn das hier ist die Welle für einen Butterkübel. Das andere im Wappen aber ist ein Getriebe für die Mühle, wie man es früher gebaut hat, ein Getriebe in der einfachsten Form. Und ich finde es auch schöner als das Veilchen oder die Bärentatze. Paßt es nicht gut zum Fioll, das doch die erste Mühle am Tkchoi gebaut hat?"

So sprach Lukas in seiner ruhigen, gelassenen Art, ohne nur einen Blick von seiner Arbeit zu lassen. Er war, obwohl der Älteste, ja vielleicht gerade deshalb, in seinem Wesen gleich weit vom Vater entfernt wie von der Mutter oder, wie man es sehen mochte, gleich nahe den beiden. Vom Vater hatte er die schlanke, hohe Gestalt, die freie rasche Bewegung, die Art, alles klar und nüchtern aufzufassen, was ihm begegnete. Doch das schwarze, üppige Haar, das dunkle Auge war das der Mutter, und mütterliches Erbe waren vor allem seine

geschickte kunstvolle Hand, seine liebenswürdige Art und seine rasche Auffassungsgabe.

„Ein Getriebe, so?" sagte der Vater kopfschüttelnd, doch er sagte es ohne Ärger, ganz ruhig, „da hat also jeder von euch dreien ein anderes Wappen für Fioll!"

Damit wandte er sich zur Tür.

Anselm, unschlüssig, wartete auf ein Zeichen, ob er dem Vater folgen sollte. Der Vater ging, ohne sich noch einmal umzuwenden. Da fiel es Anselm ein, daß er vielleicht doch selbst Lukas eine Antwort geben könnte auf seine Art.

Und er dachte darüber nach, eben als Lukas die Welle in den Holzrahmen setzte und die Kurbel festschraubte.

„Fertig, Mutte", rief Lukas lachend und drehte an der Kurbel, was das Zeug hielt. Dann zu Christoph gewendet, meinte er fröhlich:

„Während dir die Welt erschaffen worden ist und das ganze irdische Paradies, habe ich diesen Butterkübel erschaffen. Der muß sich auch drehen wie die Erde, sieh her, doch nach meinem Willen!"

Und er lachte so hell und befreiend, daß die Mutter die harte Antwort, die sie ihm geben wollte, verwand.

„Es kommt immer darauf an, Lukas", sagte sie, nun gleichfalls mit einem Lächeln, „daß einer aus dem, was einem Gott in die Hand gibt, das Rechte macht!"

„Ja, Mutter, was Rechtes! So ist meine Buttermaschine geworden. Versuch es nur!"

Auch Christoph mußte an der Kurbel drehen. Er tat es vorsichtig und ein wenig zaghaft.

Anselm aber drehte nicht daran. Der alte Butterkübel sei noch lange gut genug gewesen, meinte er, und „überhaupt", wand er sich zum Gehen, „darauf kommt es in Fioll nicht an!"

II

Christoph lag oben, lang hingestreckt in das Gras, das unter den Lärchen noch immer weich wie Samt war. Er hütete die Schafe, siebenundzwanzig an der Zahl. Noch fanden sie Futter genug, obwohl der Herbst schon bald zu Ende ging.

Es war ein Tag, schön, und die Welt lag vor ihm so neu, als hätte sie Gott eben erst gestern, als die Mutter davon erzählt hatte, für ihn geschaffen.

Da lag es ihm zu Füßen, Fioll, das Anwesen der Hellensteiner. Die Gebäude waren nicht wie die andern bäuerlichen Gehöfte des Rojenberges unter schweren, breiten Schindeldächern hingeduckt, die Stadel aus wetterdunklen Stämmen kantig gefügt, nein, der Ansitz von Fioll hatte etwas Fröhliches, Besonderes an sich. Die Sonne blendete hell auf dem weißen Gemäuer des im Viereck errichteten Wohnhauses, das so fest und beherrschend auf dem Hügel stand, als wäre es den ersten Fiollern darum gegangen, eine freie Burg zu errichten. Voll Übermut und Kraft hatten sie an dem Nebenbau noch einen wuchtigen würfelförmigen Turm mit spitzem Viereckdach angesetzt, und an der Mittelfront des Hauses sprang ein fröhlicher Erker aus der behäbigen Mauer, der, wie die gesamten Gebäude hier, allen Wettern und Hageln seit Jahrhunderten getrotzt hatte. Wenn man so auf Fioll hinunterschaute, so übersah man mit einem Blick die klare Anordnung des Hofes mit dem Anbau und dem beherrschenden Turm, den großen Stadel mit den Stallungen für das Zucht- und Nutzvieh, die Wagenscheune, den später im rechten Winkel angebauten Heustadel, der vom Garten auf der gegenüberliegenden Seite abgegrenzt wurde. In der Mitte des Platzes zwischen Stallungen und Hof rauschte der Brunnen, dessen gutes, frisches Wasser vom Surley kam. In der Frontmauer des Turmes stak noch die große Kugel aus der Zeit der Franzosenkriege; damals, so hatte die Mutter oft und oft erzählt, hatte das halbe Dorf Rainalt auf dem Rojenberg im Ansitz von Fioll Schutz gesucht und gefunden. — Der Vater nannte die Kanonenkugel immer nur mit leisem Spott die Sprentzenkugel, denn niemand anderer als der stolze Herr von Sprentz, Fürstund Bischof von Brixen, habe sie dem Bauern zu Fioll vor die Nase gesteckt, als er sich als letzter Freisasse am Rojenberg nicht der bischöflichen Fron unterstellen wollte.

Christoph verstand die Streitlust der Fioller so wenig wie die Mutter, über die immer ein mildes Lächeln kam, wenn von solchen Dingen die Rede ging.

Groß und weit lag das Anwesen über Rainalt auf dem Rojenberg hingebreitet. Von der Höhe, wo der Surlayergrund hinter dem dunkeln Tschanwald in unheimlicher Stille, vom Wasserfall durchrauscht, sich verlor, reichte der wahrhafte stolze Hof von Fioll über den Lärchenwald, die hohen Wiesen, das Tschoital, den Grundacker, den Talhain mit den vielen Obstbäumen und die anschließenden Weingärten bis ins Tal hinunter.

Christoph träumte in den Lärchenwiesen, er sei ein Prinz, und einmal würde er ein König sein und nicht mehr Schafe hüten müssen. Lange Zeit blickte er in die verglühenden Berge, und dann vergaß er mit einem Male Fioll, Schafe, Lärchen und versank in die Welt jener wunderbaren Sagen und Märchen, die ihm die Mutter aus ihrer Heimat weit drüben hinter den leuchtenden, geheimnisvollen Felsriesen so gerne erzählte, zum Ärger des Vaters, der davon nichts wissen wollte. Aber nicht nur gute Prinzen spielten in den Legenden der

Mutter eine Rolle, sondern auch verzauberte Nachtigallen, Zwerge, Riesen, Bären, Hexen, Füchse, Wölfe, Adler und seltsame Drachen. Die Mutter wußte auch das Leben alles dessen, was am Rosenberg lebte, Christoph in seltsamer Weise vertraut zu machen. Mit dem Vieh ging der Knabe ganz auf seine Weise, nicht nach der Art der Bauern um. Doch es gehorchte ihm mehr als Anselm, der Stekken und die Peitsche wohl zu gebrauchen wußte. Die Vögel liebte er über alles. Er ahmte ihre Stimmen nach, ja, wie er der Mutter erzählte, rief er sie mit seiner Geige zusammen, daß keines, selbst die wilden Raubvögel nicht, die sonst wenig von seinem Spiele hielten, zurückbleiben konnten. Tyras, der Hund am Nachbarhofe, war sein Freund; Tyras, der sonst, wenn er jemanden nahen spürte, wild die Zähne fletschend, an der Kette knurrend, losfuhr, wurde, sobald Christoph zu ihm trat, ganz ruhig, drängte sich an ihn und war zufrieden, wenn er ihm ein gutes Wort gab.

Darum war Christoph auch gerne mit den Schafen aus. Höher weideten sie hinauf. Es war nicht viel, was ihnen der Sommer übriggelassen hatte. Doch Christoph wußte sie an jene Stellen zu bringen, wo in der Baumtraufe der Lärchen die Halme noch höher standen. Mit ihren Namen rief er die Schafe einzeln an. Er hatte diese Namen selbst erfunden, nicht nach der Farbe und Gestalt, wie anderswo die Schafe benannt wurden, sondern nach ihrer Eigenart, was ihm besser gefiel.

Dann kehrte Christoph wieder zur hohen, einzelstehenden Lärche zurück, die ihm die liebste war, weil der Blick dort am schönsten über die Welt ging. Er nahm die Geige, die er, daß ihm keines der Schafe darankäme, an einen Ast gehängt hatte, stemmte sie, wie er es vom alten Felmas, seinem Lehrer, gelernt hatte, fest unter das Kinn und begann zu spielen.

Wie leicht dem Knaben der Bogen heute über die Saiten sprang! Andächtig, wie man ein Gebet spricht, sprach er die Worte des Liedes in die Melodie hinein, die aus der Geige klang:

„Nous shon ya bel plan." (Wir werden langsam wandern.)

„Christoph!"

Es war schon das drittemal, daß diese Stimme nach ihm rief. Er setzte den Bogen ab und wandte sich um. Am hohen Zaun, der den Lärchenwald von der oberen Halde trennte, stand ein Mädchen! Kaum, daß die hellen Haare und das liebe Gesichtlein über dem Zaune zu sehen waren! Das war die kleine Ev, das Töchterlein von Tschelm, die drüben ihre Schafe hütete. Schafhüten, das wußte Christoph wohl, war, wie es Anselm herablassend nannte, ein Kindergeschäft. Damit war bei einem Bauer nichts Besonderes zu holen. Weil es aber auf Fioll nur Buben und keine Mädchen gab und auch die Jungmägde für solche Arbeiten zu gut waren, mußte Christoph als der Jüngste mit den Schafen in die Lärchen. Anselm spottete darüber, und als Lukas einmal, da Christoph krank lag, die Schafe halten mußte, brachte er um drei Schafe mehr heim, als er aufgetrieben hatte, weil er während des Hütens Bolzen für seine Armbrust geschnitten hatte und nicht mehr wußte, welche auf der großen Weide zu Fioll gehörten, welche zu Tschelm. Drüben beim Nachbarn fehlten der kleinen Ev, dem einzigen Töchterlein die Schafe.

Wie sie so am Zaune stand, hoch aufgereckt den blonden Kopf mit dem sonnigen Kraushaar, das ihr immer wieder in die Stirn fiel, mit Augen so blau und dem heiteren lieben Lachen um den Mund, schien es, als gäbe es kein fröhlicheres Wesen in der Welt, jedenfalls keines, das sich Gott so sehr zu seiner Freude erschaffen hatte.

„Hoi! Ev!" rief Christoph und spielte fröhlicher noch seine Melodie von neuem. Die kleine Hirtin gab den Schafen ein Zeichen, daß sie allein bleiben sollten. Sie verstanden sogleich und zogen alle elf, mehr waren auf Tschelm nicht, die Halde hinauf zum besseren Futter.

Nun stand Ev vor Christoph. Die beiden waren gleich groß. Das verstand sich; denn am gleichen Tage waren sie geboren, fast zur gleichen Stunde. Die alte, weißhaarige Faberin, schwer und rund, die im Dorf Rainalt Wehmutter war, hatte es nie so eilig gehabt wie an jenem Tage. Daß zu Fioll und Tschelm der Pflug am gleichen Tage durch den Acker ging, konnte sie verstehen, auch daß die Sense drüben und hüben zur gleichen Stunde ins Gras faßte und die Axt in das Holz. Aber daß auch der „Leutacker", wie ihn die Faberin nannte, so zu gleicher Stunde bestellt war, daß die Weiber zu Fioll und Tschelm im selben Betläuten in die Wehen kamen, das war ein Wunder, fürwahr! Obwohl der Faberin vor Eile die alte Gicht wieder in die Beine schoß, sah sie darin, wie sie den beiden erstaunten Nachbarn mit gewicktiger Miene versicherte, ein besonders glückliche Vorzeichen für die beiden Kinder, die da im selben Augenblick einander zuriefen.

Wie Ev jetzt bei Christoph stand und, den Mund im Horchen halb geöffnet und träumerisch, auf sein Spiel hörte, kam ein besonderer Klang in die Geige.

„Was ist es, was du da spielst, Christoph?" fragte sie.

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Es ist Advent. Froh und fromm harren wir des großen Jahrestages der Geburt unseres Erlösers Jesus Christus. Unter uns war er im Stall zu Bethlehem geboren, damit Er wiedergeboren werden könne in den Herzen der Menschen. Nur durch des Priesters Hand, die uns tauft und die uns hinreicht den Leib des Herrn, kann Christus geboren werden in den Herzen der Menschen. Wissen wir, wieviel da harren auf den Priester, der ihnen bringen soll das Leben des Herrn? Sie warten, und niemand weiß, wie lange ihr Advent noch dauern wird! Wir suchen den vielen priesterlosen Seelen unserer Welt diesen Advent nach Möglichkeit abzukürzen. Wir sammeln, um Priester zu erziehen, die da hinausgehen sollen, um jedem zu geben das Leben und das Lieben Gottes. Maria, du Königin des Advents, segne unser Werk und alle, die es fördern!

Bisher eingenommen:	$5,687.50
Mrs. Mary Britz Marysburg, Sask.	5.00
Mrs. M. McDonald, Vancouver, B.C.	5.00
Joe Brost, Cosine, Sask.	2.00
Jakob Kohlmann, Salvador, Sask.	2.00
Mrs. J. Nadler, Regina, Sask.	3.00
E. Kolb, Bolton, Ont.	3.00
John Rist, Kendal, Sask.	1.00
Mrs. B. Stein, Richmond, Sask.	3.00
Mrs. J. Wildemann, Cloverdale, B.C.	10.00
J. A. Stang, Cosine, Sask.	1.00
Ein Freund, Compeer, Alta.	12.50
Joe Feser, Macklin, Sask.	5.00
Mrs. M. Binder, Langenburg, Sask.	3.00
Mrs. C. Lopinski, Bruno, Sask.	5.00
	$5,748.00

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.